

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

13. JAHRGANG
JULI-SEPT. 1984

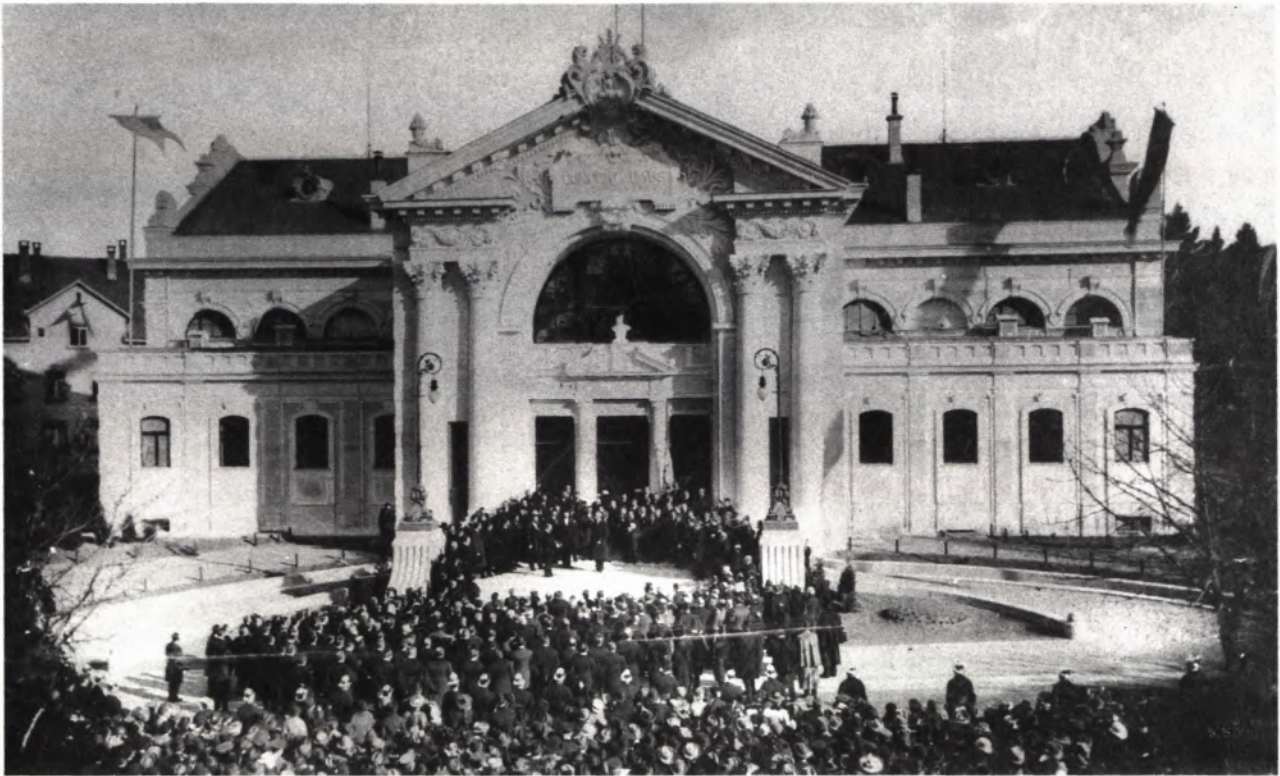


DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Carola Franke		
Das Ravensburger Konzerthaus		85
Erwin Keefer		
Die „Siedlung Forschner“ – letztes Relikt bronzezeitlichen Siedlungswesens am Federsee		90
Burghard Lohrum/Hans-Jürgen Bleyer		
Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden Mittelalter (1) Dargestellt an südwestdeutschen Hausbauten Esslingen a. N., Obertorstraße 74: Stube, Fenster, Wandaufbauten		96
Johannes Gromer		
Aufmaß und hauskundliche Untersuchung des Gebäudes Freitags- hof Nr. 11, Gem. Wernau, Kr. Esslingen		104
Joachim Göricke		
Zur Wiederherstellung einiger Räume in der Landfriedschen Villa in Heidelberg		115
Das Verwaltungsgericht entscheidet		117
Buchbesprechung		119

Titelbild: Ravensburg, Konzerthaus, erbaut 1897.
Zum Beitrag Carola Franke: Das Ravensburger Konzerthaus



1 EINWEIHUNGSFEIERLICHKEITEN am 14. November 1887.

Carola Franke: Das Ravensburger Konzerthaus

Das Ravensburger Konzerthaus wurde 1896/97 auf erhöhtem Terrain außerhalb der mittelalterlichen Stadtgrenzen erbaut; dafür war das alte „Aichamt beim Storchen“ abgebrochen worden. Architekt war Ferdinand Fellner aus dem international anerkannten Architekturbüro für Theaterbauten Fellner-Helmer, Wien.

Der Stifter

Das Konzerthaus ist eine Stiftung des Ravensburger Geschäftsmannes Kommerzienrat Julius Spohn (1841–1919). Die seit dem 15. Jahrhundert in Ravensburg ansässige Familie betrieb nicht nur zahlreiche Handelsunternehmungen (Gewürze, Farben, Papiere), sondern war auch in allen wichtigen Positionen der freien Reichsstadt vertreten. Im 19. Jahrhundert konnten die Spohns vor allem durch ihre Textilbetriebe einen großen wirtschaftlichen Aufstieg verzeichnen. Wichtige Vorhaben in Ravensburg konnten durch das persönliche und finanzielle Engagement Spohns durch Stiftungen realisiert werden: 1896/97 das Konzerthaus, 1899 durch Beteiligung an den Kosten die Renovierung der evangelischen Stadtkirche, 1912 der Bau eines Gymnasiums mit Oberrealschule.

Für das Konzerthaus machte Julius Spohn bereits 1882 eine Gründungstiftung von 20000 Mark. Äußerer Anlaß für den Plan eines neuen Theaters war der Brand des Wiener Ringtheaters im Dezember 1881 (450 Tote) und die daraus resultierenden Schließungen vieler Theatergebäude aufgrund von neuen Feuerschutzbestimmungen. Auch das Ravensburger Theater, die sog. Brotlaube, war davon betroffen.

Erst dreizehn Jahre später wurde der Plan für einen

Theaterneubau wieder aufgegriffen. Auf der Gemeinderatssitzung am 10. Dezember 1895 wurden alle Einzelheiten für den geplanten Bau besprochen. Ein „Provisorisches Comité zur Errichtung einer Aktiengesellschaft für Theater- und Concert-Saalbau“ berichtete, daß Spenden von 22000 Mark eingegangen wären und stellte zugleich den Antrag an die Stadt „auf unentgeltliche Abtretung eines Bauplatzes“. Bis dahin hatte sich die Gemeinde nicht für einen Theaterneubau entschließen können, da „trotz der 22000 Mark durch die Erbauung eines Theaters eine sehr bedeutende Last aufgelegt worden wäre und das Verlangen speziell nach einem Theater unter der Bürgerschaft kein großes war.“ Gerade in den achtziger und neunziger Jahren hatte man sich durch große Ausgaben im Bildungsbereich hoch verschuldet (Neueröffnung von Volks- und Gewerbeschulen). Spohn entband die Stadt von jeglicher finanzieller Belastung, er machte den Vorschlag zur Gründung einer Aktiengesellschaft, damit die Stadt im Laufe der Jahre die Möglichkeit hätte, das Gebäude aufzukaufen. Falls der gewünschte Bauplatz zur Verfügung gestellt würde („anstelle des Aichamtes beim Storchen“), könne im März des nächsten Jahres bereits mit den Bauarbeiten begonnen werden. Spohn selbst hätte schon mit einer „bewährten Architektenfirma in Wien“ verhandelt und einen vorläufigen Vertrag abgeschlossen; die Kosten beliefen sich auf ca. 150 000 Mark.

Der Architekt

Die Firma, mit der bereits verhandelt wurde, war das namhafte Wiener Architekturbüro Ferdinand Fellner – Hermann Gottlieb Helmer.



2 HEUTIGE ZUGANGS- UND EINGANGSSITUATION.

Nach obigem Gemeinderatsbeschuß verliefen die Vorbereitungen für den Theaterneubau zügig. Schon am 3. März 1896 erläuterte Fellner die Pläne in Ravensburg, die einen Saalbau ohne Galerie vorsahen. Dem Wunsch des Baukomitees nach einer Galerie wurde entspro-

chen. Fellner versprach den Ravensburgern „ein Concerthaus im Stile der französischen Renaissance“. Im September begannen die einjährigen Bauarbeiten. Die Bauleitung hatte der Ravensburger Architekt Fuhr. Verwunderlich ist, daß Spohn als Auftraggeber gerade ei-

3 DER AUFWENDIG GESTALTETE GIEBEL ÜBER DEM EINGANGSPORTAL.



4 DER HAUPT-
SAAL in einer
alten Aufnahme.



nen so renommierten Architekten und Spezialisten für den Ravensburger Theaterbau gewinnen konnte. Für Fellner war das Konzerthaus mit Sicherheit ein Entwurf geringerer Bedeutung, im Vergleich zu seinen anderen Aufträgen – eben für eine Kleinstadt. Dafür sprechen auch die Baukosten; das Konzerthaus war mit 213 000 Mark der billigste Theaterbau im Werk des Architekten.

Ferdinand Fellner (1847–1916) betrieb gemeinsam mit Hermann Gottlieb Helmer (1849–1919) eines der vielen Architekturbüros, die sich als Folge der zunehmenden Konjunktur auf diesem Gebiet um die Jahrhundertwende herausgebildet hatten. Aus ihrem Atelier stammen die Pläne für bedeutende Theaterbauten in Wien, Budapest, Augsburg, Berlin und Prag.

Gerade im Bereich des Theaterbaus ist ab ca. 1870 eine verstärkte Bautätigkeit zu verzeichnen. Als Gründe dieses plötzlichen Aufschwungs sind u. a. zu nennen: Anwachsen der Städte und damit steigender Bildungs- und Unterhaltungsbedarf, Einführung der Theaterfreiheit im Deutschen Reich, Lokalpatriotismus und Stiftungsbereitschaft des Bürgertums für diese Art der Repräsentation. Hinzu kamen die Schließungen alter Theater aus Sicherheitsgründen, neue Verordnungen zu Feuerschutzbestimmungen, technische Verbesserungen im akustischen wie optischen Bereich, Umstrukturierungen des Raumkonzeptes. Neben höfischen Bauherrn treten nun verstärkt einzelne bürgerliche Privatbauherrn und bürgerliche Bauherrengemeinschaften (Theatervereine, Aktiengesellschaften) auf.

Das Ravensburger Konzerthaus steht repräsentativ für diese Phase des Aufschwungs in der Theaterarchitektur zu Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Für eine Stadt wie Ravensburg, deren Prosperität durch handwerkliche und industrielle Betriebe im 19. Jahrhundert vorangetrieben wurde, war (und ist) dieser Theaterbau nicht nur ein wichtiges Bauwerk, sondern zugleich ein Objekt der Selbstdarstellung – Repräsentationsform einer Stadt in Oberschwaben, die ihren wirtschaftlichen Aufstieg auch in einer kulturellen Einrichtung bestätigt haben wollte. Sie bedeutete (und bedeu-

tet heute noch) eine erhöhte Attraktivität der Stadt für die umliegende Region.

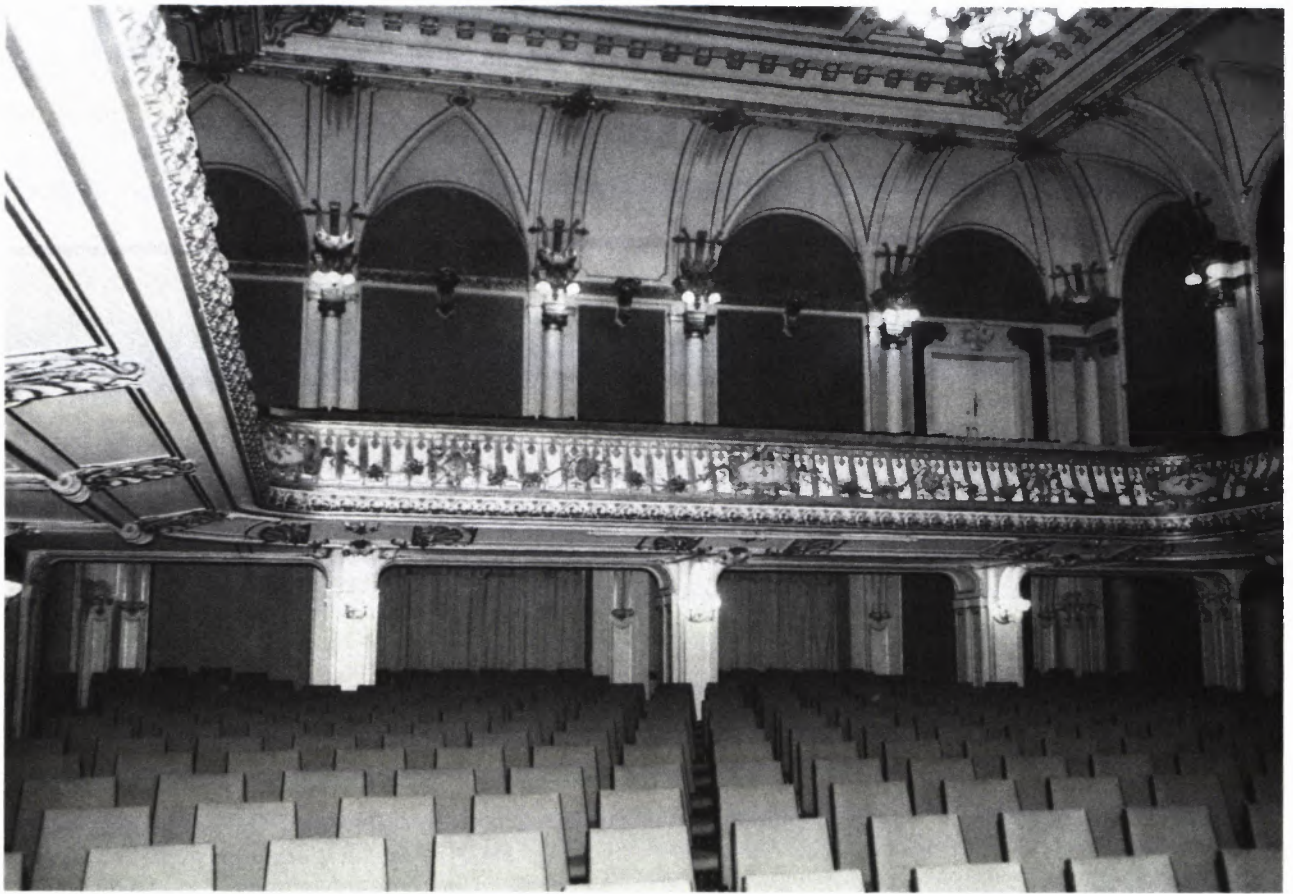
Am 14. November 1897 fand die feierliche Einweihung des Hauses statt: ein Festzug durch die geschmückte Stadt, Schlüsselübergabe durch Baurat Fellner, Verleihung der ersten Ehrenbürgerschaft der Stadt und des Ritterkreuzes an den Kommerzienrat Spohn, Lobgesänge, Festessen sowie Telegrammsendung an den König und schließlich Besichtigung des neuen Hauses. Somit waren die „Pforten des Musentempels“ eröffnet – „ein Denkmal des deutschen Kunst- und Schönheits-sinns“, für die Ravensburger Stadthistorie ein sehr wichtiger Tag. Am darauffolgenden Tag fand die erste Aufführung im neuen Hause statt: Der Zunftmeister von Nürnberg, Schauspiel von Oscar von Rebwitz.

Baubeschreibung

Beim Konzerthaus handelt es sich um einen Konzert- bzw. Theaterbautypus, dessen Eingangsfront an der südlichen Langseite liegt. Der Saalbau zeigt basilikalischen Aufbau, wobei der Saal in der Mitte liegt, beleuchtet von großen Lunettenfenstern. Die seitenschiffartigen Vorbauten entlang der Vorderfront von (ursprünglich) zweimal vier Achsen nehmen die Nebenräume für den Publikumsverkehr auf (z. B. Garderobe), der entsprechende Anbau an der Rückseite dient der innerbetrieblichen Nutzung. Dominiert wird der stattliche langgestreckte Bau von 41 m Länge von einem weit vor das Gebäude tretenden mächtigen Mittelrisalit mit der Eingangshalle.

Das Äußere

Die Eingangsfront ist mit einem großen, über zwei Geschosse reichenden Rundbogen ausgestaltet, der Eingänge und Foyerfenster aufnimmt, beidseitig jeweils flankiert von kolossalen Halbsäulenpaaren. Rustizierte Pilaster fassen die Ecken ein. Die Halbsäulen mit ionischer Basis und aufwendigem korinthischem Kapitell tragen Gebälkstücke des unten offenen Dreieckgiebels. Charakteristisch für die Gestaltung der Risalitfront ist die reiche, markante Ausstattung, wie z. B. das Zahn-



5 RÜCKWAND DES HAUPTSAALS.

schnittmotiv am ausladenden Konsolgesims und das Geison, der Feston-Dekor des Gebälks. Aufwendig auch der Baudekor über der Archivolte: ein Flächenrelief aus Palmenzweigen, „davor“ eine kartuschenartige große Platte mit der Aufschrift „Concert-Haus“, unten vom Schlußstein der Archivolte gehalten, oben verbunden mit einer das Geison übergreifenden Kartusche mit

6 LÄNGSSEITE des HauptsaaIs (Ausschnitt).



dem Ravensburger Wappen, gehalten von zwei auf der Giebelspitze sitzenden Drachen, mit Lyra zwischen sich.

Im Erdgeschoß des Portals befindet sich der durch zwei Halbsäulen dreigeteilte Eingang zum Foyer, darüber ein breites Gebälk mit Sprenggiebel, eingestellt eine Konsole mit der Büste Appollons, ein weiterer ikonografischer Bezug auf die Konzerthausfunktion. Im Vergleich zur Plastizität der Eingangsfront ist die Wandgliederung im übrigen verhältnismäßig flach und betont so deren dominierenden Charakter. Verbindendes Element zwischen Mittelrisalit und Saalbau ist das Gebälk, das (ohne Dekor), an den Gebäudeecken verkröpft, als Haupt- bzw. Giebelgesims weiterläuft. Charakteristisch für die Wandgliederung sind die flachen hinterlegten Pilaster, das flache, verkröpfte Hauptgesims, große bzw. bei den Lunettenfenstern volutenartig vortretende und betonte Schlußsteine der Fenster, eine fast grafisch wirkende Profilierung der Fensterrahmen, Archivolten, Horizontalgesimse usw. Das Gebäude wurde an der Westseite 1899 um drei Achsen zur Vergrößerung der Bühnenfläche erweitert. Eine großzügige Freitreppe, flankiert von zwei Kandelabern auf Sockeln und die zweiarmlige Zufahrt bilden den Zugang zu dem erhöht stehenden Gebäude.

Das Innere

Im Innern schließt sich an einen Hauptsaal rückwärtig ein kleiner Nebensaal an, der mit jenem zur Erweiterung verbunden werden kann. Dadurch ist eine variable Nutzungsmöglichkeit gegeben. Der Hauptsaal ist mit dreiseitig umlaufender Empore ausgestattet. Im Prozesse-

niumsbogen sind je zwei übereinanderliegende Logen eingebaut. (Insgesamt ein Platzangebot für 700 Personen.) Die architektonische Gestaltung und Dekoration des Konzerthausssaales ist vielseitig und in der Wirkung reich. Eine breite Voute leitet von der Wand zur Decke über, die mit ihrer dekorativen Innenteilung und der breiten, reich profilierten und ornamentierten Gesimmsfassung fast wie ein Deckenspiegel erscheint. In die Voute schneiden die rundbogigen Fenster­nischen mit Stichkappen ein, die bis zum Deckengesims vorgreifen. Dazwischen verlaufen breite, auf Pilaster aufsetzende Gurte. Bezeichnend für den Stil ebenso wie für die Aufwendigkeit der Innenarchitektur sind die frei vor den Pilastern stehenden Säulen mit korinthischen Kapitellen, die als Träger der hohen, verkröpften Gebälkstückkonsolen für das rund um den Saal wiederkehrende, zugleich dekorativ eingesetzte Lyra-Motiv dienen. (In den Fenster­nischen waren ursprünglich Büsten deutscher Komponisten aufgestellt. Erhalten sind die Namens­ schilder.) Die Empore wird von Pfeilern getragen, deren gekuppelte Pilaster über dem Kapitell in Doppelkonsolen übergehen, die ihrerseits flach mit einer großen akantusblattähnlichen Schmuckform auslaufen, die bis zum Fußprofil der Empore vorgreift.

Bezeichnend für den Stil der Ausschmückung ist die Verwendung rahmender Linien, wodurch Architekturformen dekorativen Charakter erhalten, sowie das Zusammenfügen von relativ klein­förmigen oder schmalen Schmuckelementen zu Ornamentbändern; ein Haupt­beispiel dafür ist der Dekor der Emporenbrüstung, gebildet aus einer dichten Reihung senkrechter Bandleisten, die zusammen mit den kleinen, von oben zwi­schengehängten Blütenformen die Wirkung einer Schmuckborte ergeben. Die über diesen Dekor locker hinweggeführten Girlanden und die eingesetzten Kartuschen unterstützen diese Wirkung eher noch. Teil der Girlandendekoration an den Hängepunkten sind Musikinstrumente. Etwas schwerer ist der Proszeniums­bereich gestaltet, den allein schon die mächtigen Festonwülste in den Kehlen des Bogens ausgrenzen. Die oberen Logen werden von kannelierten Halbsäulen flankiert und durch ein Gebälk abgeschlossen. Im halbkreisförmigen Wandfeld darüber befinden sich Wapenkartusche und Krone in schwerem, plastischen Palmettendekor, von Putti gehalten. Von den originalen Ausstattungselementen hat sich bis heute ein gemalter Bühnenvorhang erhalten.

Formale Grundlagen für die Ausgestaltung des Konzerthausinneren ebenso wie für die Außenarchitektur lieferte der Klassizismus, der jedoch in der Art, wie die Einzelglieder und -formen verwendet und miteinander verbunden werden, den Einfluß des gleichzeitigen Jugendstils erkennen läßt.

Literatur:

Andreas Gestrich: Die Industrialisierung der Stadt Ravensburg im 19. Jahrhundert. 1810–1895. Zulassungsarbeit am Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen, 1978.
 Theodor Hafner: Altes und Neues aus der Geschichte Ravensburgs, Ravensburg 1908.
 Hans-Christoph Hoffmann: Die Theaterbauten von Fellner und Helmer, München 1966.
 Ders.: Theater und Oper in der deutschen Stadt. In: Ludwig Grote (Hrsg.), Die deutsche Stadt im 19. Jahrhundert, München 1974, S. 209–222.
 Rudolf Waentig: Abriß der Geschichte einer schwäbischen Unternehmerfamilie 1747–1950, o. O. 1957.



7 GESTALTUNG IM BEREICH DER PROSZENIUMSLOGEN.



8 DEKOR DER GALERIEBRÜSTUNG (Ausschnitt).

Harald Zielske: Deutsche Theaterbauten bis zum zweiten Weltkrieg, Berlin 1971.
 Württembergischer Nekrolog 1918/19, Stuttgart 1922, S. 135–140.
 Oberschwäbischer Anzeiger, Ravensburger Ausgabe vom 11. 12. 1895 und vom 15. 11. 1897.
 Bauakten und Fotomaterial des Stadtarchivs Ravensburg.

Carola Franke M. A.
 LDA · Referat Inventarisierung
 Schönbuchstraße 14
 7400 Tübingen-Bebenhausen

Erwin Keefer: Die „Siedlung Forschner“ – letztes Relikt bronzezeitlichen Siedlungswesens am Federsee

Versucht man heute, ein Bild der Frühen und Mittleren Bronzezeit unseres Raumes zu entwerfen, so verfällt man immer noch unwillkürlich und notgedrungen auf die Beschreibung und den Vergleich einzelner Grabfundprovinzen mit ihren teilweise äußerst metallreichen Bestattungen. Ergänzen läßt sich diese überwiegend antiquarische Betrachtungsweise lediglich noch durch die Hortfunde jener frühen Metallzeiten. Dagegen ist unser Wissen über Siedlungsstrukturen und Lebensweise der bronzezeitlichen Bevölkerung des 2. Jahrtausends v. Chr. recht spärlich geblieben. Die Gründe für dieses Ungleichgewicht sind mannigfach. Sie liegen zum einen sicherlich in der forschungsgeschichtlich bedingten Bevorzugung von Gräberfeldern und Hügelnekropolen. So wurden bereits im letzten Jahrhundert die meisten hügelgräberzeitlichen Bestattungsplätze der Schwäbischen Alb in Schatzgräbermanier ausgegraben, leider allzuoft allein auf der Suche nach Metallbeigaben. Zum andern sind die Erhaltungsbedingungen, denen die verlassenen Siedlungen auf den Höhen oder an den Hängen unterlagen, als äußerst schlecht zu bezeichnen. Wie wir heute zu wissen glauben, fanden in der Zeit des Subboreals – und damit im 2. Jahrtausend v. Chr. – verschiedene Klimaschwankungen statt, die unter anderem feuchtkühle Zeiten mit sich brachten. Die Folgen davon zeigen sich in Erosion der Siedlungsflächen bis hin zu vollständiger Zerstörung der Befunde. Gleiches gilt für die Seeufer- und Moorsiedlungen jener Zeit. So nimmt es nicht Wunder, daß siedlungsarchäologische Arbeiten zu den frühen Metallzeiten in Südwestdeutschland die Ausnahme blieben.

Siedlungsarchäologie in Oberschwaben

Ein erster richtungsweisender Beitrag zum vorgeschichtlichen Siedlungswesen speziell in Feuchtbodengebieten kam in den zwanziger Jahren vom Urgeschichtlichen Forschungsinstitut der Universität Tübingen. Die großangelegten Grabungen von R. R. Schmidt und H. Reinert im Federseemoor verhalfen der siedlungsarchäologischen Forschung Südwestdeutschlands zu internationaler Anerkennung. Fünf jungsteinzeitliche Siedlungen und die spätbronzezeitliche „Wasserburg Buchau“ wurden in bisher nie gesehener Vollständigkeit aufgedeckt und mit den damals neuesten Methoden untersucht. Gezielt wurde hierbei Fragestellungen zum Hausbau nachgegangen und entsprechende Grabungs- und Dokumentationsformen entwickelt. Zum ersten Mal wurden damals auch an den Kiefernpalisaden der „Wasserburg“ dendrochronologische Untersuchungen vorgenommen und 1942 publiziert. Sie führten übrigens zu dem Schluß, daß die Umzäunungen

gleichzeitig errichtet worden waren, einem Ergebnis, das langwährenden Diskussionen, ob diese komplizierte Anlage nicht das Werk mehrerer Generationen darstellte, ein Ende setzte. Ebenso kontrovers, ja verbissen wurde über die Lage der „Wasserburg“ gestritten: War sie eine Moor- oder eine Inselsiedlung? Eindeutig geklärt ist die Frage bis heute noch nicht, wenn auch vieles für ein Ansiedlung am Ufer spricht.

Mit der letzten Kampagne in der „Wasserburg“ im Jahr 1937 endete für fast 40 Jahre die Ausgrabungstätigkeit am Federsee. Auch darüber hinaus ging die Zeit, in der Südwestdeutschland eine führende Rolle in der Erforschung vorgeschichtlicher Seeufer- und Moorsiedlungen spielte, zu Ende. Nur ein geringer Teil der Ausgrabungen ist bis heute publiziert, davon vieles nur in Vorberichten. Manches fand in populären Darstellungen seinen Niederschlag, doch ein Großteil der Daten und Materialien muß als verloren gelten.

Einen wissenschaftlichen Neubeginn setzte hier erst 1979 das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mit dem „Projekt Bodensee-Oberschwaben“ (PBO), dessen Aufgabe darin bestand, einen Katalog der Feuchtbodensiedlungen der benannten Gebiete zu erstellen. Hierbei sind ungefähr 100 Siedlungsplätze durch Bohrungen und Sondagen erfaßt worden. 1983 abgeschlossen, werden unter dem Titel „Pfahlbauarchäologie Bodensee-Oberschwaben“ nunmehr Rettungsgrabungen in akut gefährdeten Siedlungen durchgeführt.

Die „Siedlung Forschner“

Ebenfalls in die zwanziger Jahre zurück geht unsere Kenntnis von der „Siedlung Forschner“. Ihre Entdeckung wird dem Zahnarzt H. Forschner aus Biberach verdankt, dem in jener Zeit wohl archäologisch aktivsten Heimatforscher dieser Region. Durch Ankauf zweier Parzellen verhinderte er in der Folgezeit die Ausgrabung durch Unbefugte. So blieb das Siedlungsgelände bis in unsere Zeit hinein unangetastet. Erstmals führte 1975 die Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg hier Ausgrabungen durch, als sich mit der Neuanlage von Entwässerungsgräben durch das Ried die Möglichkeit bot, Näheres zum Erhaltungszustand und zur Datierung dieser Siedlung in Erfahrung zu bringen.

Im Rahmen des „Projektes Bodensee-Oberschwaben“ fanden dann wiederum 1982 kleinere Sondagen statt. Die Einblicke, die in den zwei Kampagnen der Jahre 1975 und 1982 gewonnen wurden, führten schließlich dazu, diese Ansiedlung in das 1983 eingerichtete Schwerpunktprogramm „Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland“ der Deutschen For-

1 AUSGRABUNGEN des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes Tübingen in der Station „Aichbühl“ bei Bad Buchau (um 1925). Gut sichtbar sind die freigelegten Böden mehrerer jungsteinzeitlicher Häuser. Durch Grundwasserabsenkung und Austrocknung ist heute von diesen Befunden fast nichts mehr erhalten.



2 BAD BUCHAU, Grabung 1983 in der bronzezeitlichen „Siedlung Forscher“ (Luftbild freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart B 31586-3. 5. 1984).



schungsgemeinschaft aufzunehmen, in dessen Rahmen großangelegte Siedlungsgrabungen durchgeführt werden.

Neben dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Freiburg sind hier Wissenschaftler der Universitäten Basel, Heidelberg, Stuttgart-Hohenheim, Tübingen und Utrecht beteiligt.

Daß nun die „Siedlung Forscher“ neben dem jungsteinzeitlichen „Hörnle I“ am Bodensee, einer ebenfalls neolithischen Flußsiedlung in Bayern und der spätbronzezeitlichen „Wasserburg Buchau“ mit in dieses Programm aufgenommen wurde, liegt mit an ihrer außergewöhnlichen zeitlichen Stellung: Bis jetzt kann sie als einzige Feuchtbodensiedlung Süddeutschlands gelten, die bis in die Mittlere Bronzezeit hineinreicht. Hiermit vermittelt sie zwischen frühbronzezeitlichen Seeufersiedlungen, wie Arbon-Bleiche (Kt. Thurgau)

und Bodman-Schachen am Bodensee, und den endbronzezeitlichen Stationen, von denen die nur 450 m entfernt gelegene „Wasserburg Buchau“ wohl die bekannteste ist.

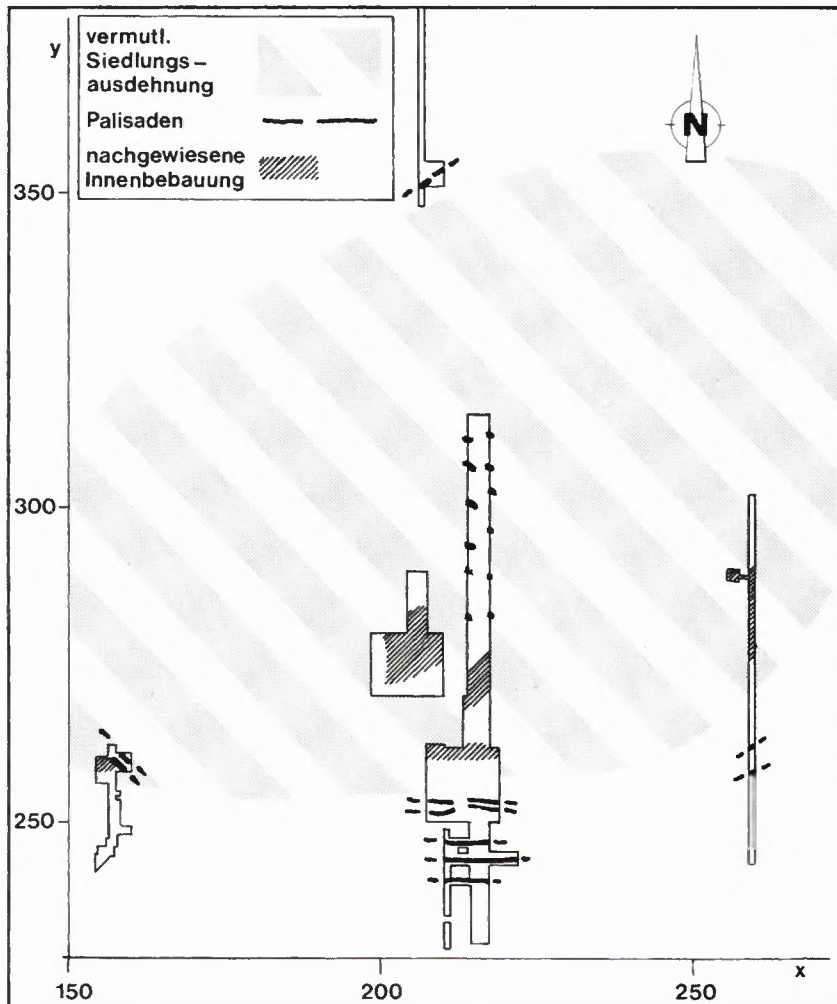
Am 1. August 1983 begannen nun die bis Ende 1986 geplanten Ausgrabungen in der „Siedlung Forscher“ bei Bad Buchau im Gewann „Egelsee“ unweit eines Segelfluggeländes. Zusammen mit den Sondagen der Jahre 1975 und 1982 ergibt sich heute folgendes Bild, nachdem bis jetzt knapp ein Zehntel der Siedlungsfläche ausgegraben worden ist:

Die Baubefunde

Offensichtlich war das Dorf der Frühen bis Mittleren Bronzezeit im Moor unweit des damaligen Federseeufers gelegen. Wie verschiedene Sondagen zeigen, nahm es eine Fläche von mindestens 10 000 m² ein. Nach allen Seiten hin wird es durch ein kompliziertes

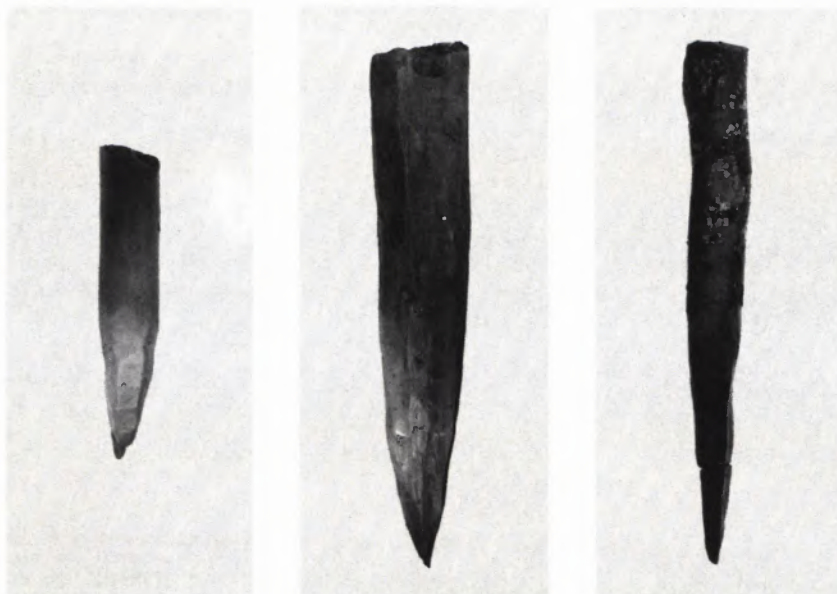


3 SIEDLUNG FORSCHNER, Son-
dage 1982 des „Projekts Bodensee-Ober-
schwaben“. Sichtbar ist eine ostwest-ori-
enterte Kieferpalisade am südlichen
Ende der Siedlung.



4 GESAMTPLAN der Grabungsergeb-
nisse 1975, 1982 und 1983 in der „Sied-
lung Forscher“.

5 BAUHÖLZER aus Esche, Kiefer, Buche (von links nach rechts). Das letzte Stück stammt aus der Laubholzpalisade am südlichen Rand der Siedlung. Der entastete Stamm wurde roh belassen, deutlich sichtbar ist die Rinde. Lediglich die eigentliche Spitze ist mit dem Beil zugerichtet (M. ca. 1:20).



Palisadensystem vom Umland begrenzt. Im Südteil, also landwärts, gliedert sich dieses in insgesamt fünf hintereinander gestaffelte Zäune, von denen die drei äußeren gleichzeitig entstanden sind. Sie bestehen aus roh belassenen Kiefernstangen, die – am Wipfel zugespitzt – über drei Meter tief in die Murde eingetrieben wurden. Hierauf folgen zwei Reihen aus Laubhölzern, die ebenfalls tief grundiert sind. Vor allem Buchen, Erlen, aber auch Birken fanden hierzu Verwendung. Zufällig konnte in diesem auf neun Meter Länge freigelegten Streifen auch ein schmaler Durchlaß aufgedeckt werden, der gleichzeitig eine Baufuge dieses Doppelsystems darstellt.

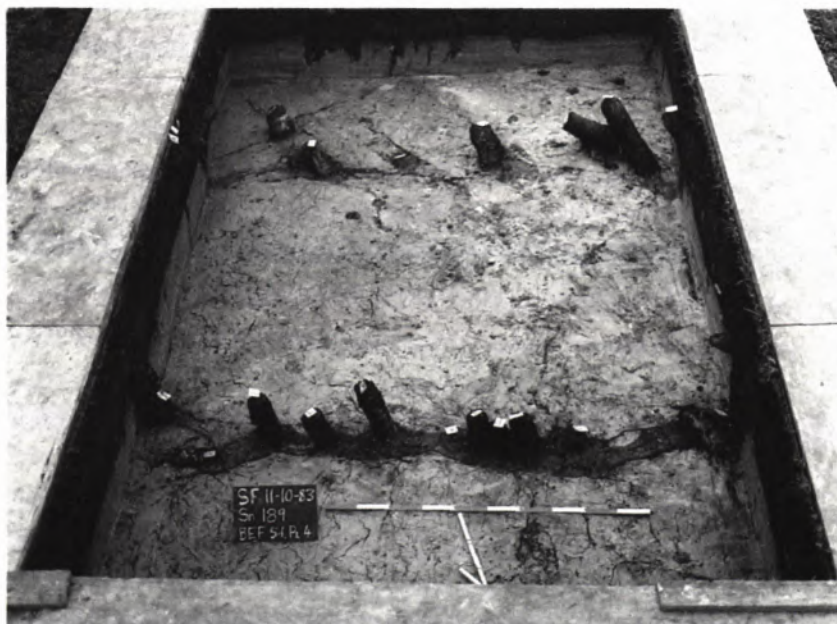
Nur wenig ist bis jetzt von den Umzäunungen im Westen und Osten bekannt, doch scheint es sich zumindest um zweifache Umgrenzungen aus Ulmen, Birken, Erlen und Buchen zu handeln. 1983 konnte auch das seewärtige Siedlungsende lokalisiert werden. Hier ist eine Doppelreihe aus Buchen und Kiefern nachgewiesen.

Äußerst vielfältig und zeitlich differenzierbar gestaltet sich die Innenbebauung, von der überwiegend nur

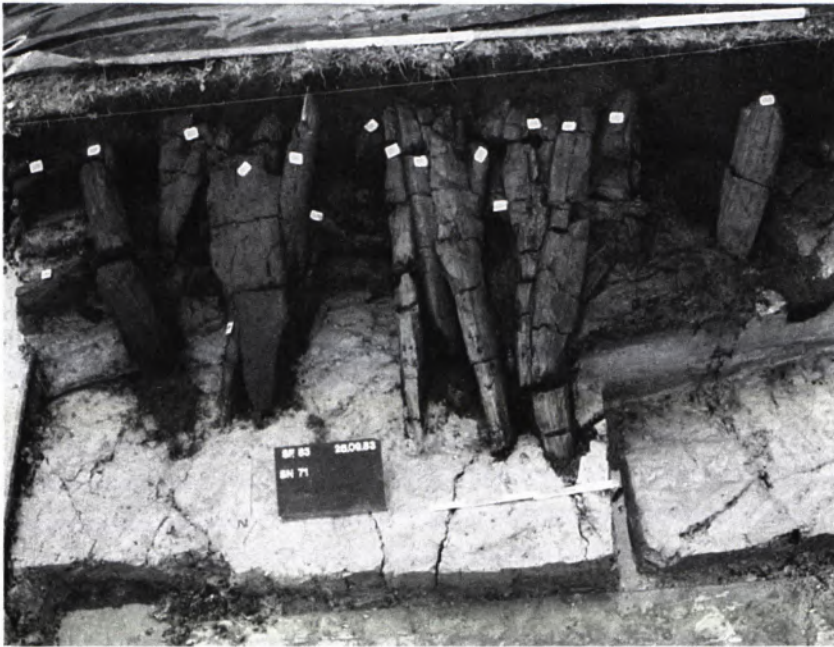
noch die tragenden Hauspfosten erhalten geblieben sind. Vor allem die Bauelemente aus Eichenholz waren in der ersten Ausgrabungsphase naturgemäß von besonderem Interesse, geben sie uns doch die Möglichkeit, unabhängig vom Sachgut zu exakten Datierungen zu gelangen. So konnten bis jetzt bereits mehrere dendrochronologische Kurven erstellt werden, deren Waldkanten zwischen 1760 und ca. 1480 v. Chr. liegen. Die Schlagzeiten dieser Sequenzen konzentrieren sich auf wenige Jahrzehnte aktiver Bautätigkeit: Ein Pulk liegt zwischen 1760 und 1726 v. Chr., ein weiterer am Beginn des 15. vorchristlichen Jahrhunderts.

Weitere Dendro-Gruppen lassen sich wegen ihrer zu geringen Kurvenlänge noch nicht in die als Standard verwendete „Eichenchronologie Hohenheim“ einhängen, doch wird dies nach erfolgter Anreicherung mit weiteren Eichenhölzern aus kommenden Grabungskampagnen sicherlich möglich sein.

Die Auswertung der einzelnen Baustrukturen steht ebenfalls noch ganz am Beginn. Hier gilt es abzuwarten, bis größere Flächen im Siedlungsgelände aufge-



6 DOPPELTE PALISADE aus Laubhölzern am südlichen Ende der Siedlung, Grabung 1983.



7 VERDRÜCKTE WAND eines bronzezeitlichen Hauses.

deckt sind, die eine schlüssige Interpretation der Innenbebauung zulassen. Doch zeigt sich bereits jetzt, daß größere Bauwerke in lockerer Anordnung das Dorfbild zu bestimmen scheinen.

Seespiegelschwankungen

Bereits 1975 und 1982 deutete sich an, daß die Dorfanlage offensichtlich kaum ebenerdige Befunde wie Hausböden oder Herdstellen mehr aufweist. Dieses Bild läßt sich durch die jetzigen Ausgrabungen bestätigen. Allem Anschein nach wurden die Hausruinen und das darin

befindliche lose und feste Inventar von einer mächtigen Seetransgression (Seespiegelschwankung) erfaßt und vollständig abgeräumt. Abgeknickte, einst senkrecht stehende Pfähle und der Rest einer verdrückten Hauswand aus Spaltbohlen und -brettern veranschaulichen diesen Vorgang.

Reste des „Treibguts“ finden sich in einem langgestreckten, durchschnittlich 10 m breiten Streifen an der südlichen Palisadenreihe in einem Spülsaum angelagert: Hieraus stammen sowohl die überwiegende Menge der Scherben (teilweise sind auch vollständige Gefä-



8 ZWISCHEN DIE PALISADEN eingekeiltes Eschenbrett im Spülsaum der Siedlung.



9 SILEXDOLCH (M. 1:2).



10 RESTAURIERTE GEFÄSSE aus der „Siedlung Forschner“, Auswahl (M. ca. 1:4).

Be enthalten), als auch Werkzeuge und Waffen sowie die Nahrungsabfälle in Form von zerschlagenen Tierknochen. Neben Haus- und Wildsäugern sind hierbei vor allem die Reste verschiedener Fischarten zu erwähnen. Hinweise auf die pflanzliche Nahrung der Siedler fehlen bis jetzt größtenteils, sicherlich als Folge des leichten Auftriebs von Früchten und Samen, der eine Verteilung durch Wellenschlag und Strömung über mehrere hundert Meter ermöglichte.

Der Rückzug des Sees vollzog sich noch in der Bronzezeit. Dies zeigt die Analyse der Torfhorste, die an mehreren Stellen des Geländes den Abtorfungen entgingen. Ergänzt und bestätigt wird dieses auf pollenanalytischem Weg gewonnene Bild bronzezeitlicher Verlandung und Torfbildung durch den Nachweis vereinzelter Estrichreste. Sie befinden sich in der Kontaktzone zwischen Torfabraum und anstehenden Torffresten und liegen somit eindeutig über dem durch den Spülsaum dokumentierten ersten Siedlungsniederschlag. Die mitgefundenen Keramik erlaubt es, diese Fußbodenreste mit einer weiteren bronzezeitlichen Ansiedlung in Verbindung zu bringen.

Die Funde

Unter dem Fundgut der „Siedlung Forschner“ fällt besonders ein Dolch aus Hornstein auf. Er stellt zweifelsfrei einen Import dar, ist er doch aus grauem, an den Rändern durchscheinendem Kreidefeuerstein hergestellt. Seine Form erinnert durch die annähernd trapezoide Griffplatte an Vorbilder aus Metall. Silexdolche sind bereits seit dem ausgehenden Neolithikum bekannt, doch selbst auch noch aus der Hügelgräber-Bronzezeit der Schwäbischen Alb nachgewiesen.

An keramischen Funden liegen mehrere vollständige oder doch gut ergänzbare Gefäße vor, daneben auch unterschiedlich stark zerscherbtes Material, das zweifelsfrei mit dem Wasser transportiert wurde. Das Spektrum der Gefäßformen weist einige Merkmale des „Keramischen Übergangshorizontes“ zwischen Früher und Mittlerer Bronzezeit (Bronzezeit A2/B1) auf. Besonders eng jedoch sind Übereinstimmungen mit Gefäßbe-

ständen früher hügelgräberzeitlicher Siedlungsplätze, so besonders zum Runden Berg bei Urach. Die Häufigkeit dieser Formen erlaubt es, die Hinterlassenschaften aus Ton schwerpunktmäßig der Mittleren Bronzezeit zuzuordnen.

Ausblick

Ende 1986 sollen die Ausgrabungen in der „Siedlung Forschner“ weitgehend abgeschlossen sein. Die hauptsächlichsten Fragestellungen, denen bis dahin im Gelände und in den Labors nachgegangen wird, seien hier kurz aufgeführt:

Allgemeines Ziel ist die Beschreibung einer bronzezeitlichen Gemeinschaft im südlichen Federseebecken. Ein besonderes Interesse besteht an der Ermittlung der baulichen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen der Dorfanlagen, an deren Um- und Neubauten und an der Datierung der zugehörigen Funde und Befunde. Die Geschichte dieses Dorfes muß vor dem Hintergrund der Entstehung und dem Wandel der Kulturlandschaft gesehen werden, die Folge des Landausbaus durch Rodung und Weidewirtschaft ist: Der wirtschaftende Mensch greift während der Bronzezeit zunehmend in sein natürliches Umfeld ein. Dadurch verändert er nicht nur seine Umwelt, es verändern sich ebenso seine sozialen Verhältnisse und Vorstellungen. Allein mit den archäologischen Disziplinen sind diese wechselseitigen, vielschichtigen Beziehungen nicht befriedigend zu erfassen. Es besteht deshalb bereits auf der Ausgrabung ein enger Kontakt zu Naturwissenschaftlern, so besonders zur Paläoethnobotanik und zur Osteoarchäologie; bei der Auswertung der Grabungen ergibt sich diese interdisziplinäre Zusammenarbeit innerhalb des Schwerpunktprogrammes der Deutschen Forschungsgemeinschaft zwanglos durch den gemeinsamen Sitz aller Beteiligten in Hemmenhofen am Bodensee.

Dr. Erwin Keefer
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen

Burghard Lohrum/Hans-Jürgen Bleyer: Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden Mittelalter (1)

Dargestellt an südwestdeutschen Hausbauten

In diesem Heft werden zwei hauskundliche Beiträge vorgestellt. Gegenstand beider Untersuchungen ist jeweils ein recht unscheinbares, vom Abriß bedrohtes Fachwerkhaus ohne gestalterische Besonderheiten, die eine Erhaltungswürdigkeit ablesbar gemacht hätten. B. Lohrums/H.-J. Bleyers Analyse des gotischen Hauses in Esslingen, aus welcher sich Theorien zur Entstehung der Riegelbauweise ableiten lassen, führte zur Erkenntnis seiner wissenschaftlichen (hausbaukundlichen) Bedeutung. Aus ihr ergab sich das öffentliche Interesse an der Erhaltung des Hauses. In einer Serie weiterer Artikel aus der Feder B. Lohrums sollen die interessanten Erkenntnisse aus der Untersuchung anderer Häuser folgen.

Der zweite Artikel enthält eine ausführliche Darstellung eines Bauernhauses des 16. Jahrhunderts, dessen Abbruch 1979 beantragt worden war. Zwar ging man bei der denkmalschutzrechtlichen Behandlung des Falles von der Erhaltungswürdigkeit des Hauses aus. Doch wurden im Rahmen einer Abwägung zwischen dem öffentlichen Erhaltungsinteresse und der Überzeugung, daß das Haus privat nicht mehr genutzt werden könne, die denkmalpflegerischen Bedenken gegen ein Abtragen des Hauses zurückgestellt.

Die daraufhin durchgeführte zeichnerische und beschreibende Untersuchung des Hauses, welches in ein Freilichtmuseum übertragen werden soll, erhielt einen Grad an Ausführlichkeit, wie er im Rahmen üblicher denkmalpflegerischer Arbeit (noch) unüblich ist. Die bau- und volkskundliche Dimension des Hauses erschloß sich auch hier erst während der Untersuchung. Johannes Gromers Text mußte auf ein Viertel seiner Länge gekürzt werden: ganze Abschnitte wurden gestrichen, unter anderem wurde auf die Erläuterung der nördlichen Hälfte des Erdgeschosses und der späteren Veränderungen des Freitaghofs verzichtet.

Aus beiden Beiträgen läßt sich wieder einmal lernen, daß eine angemessene Wertung von Kulturdenkmälern, insbesondere bei fehlender künstlerischer Bedeutung, kaum ohne ihre vertiefte Untersuchung erreichbar ist, die ihrerseits vor einer Entscheidung über Umbau, Instandsetzung, Restaurierung oder Abbruch durchgeführt werden sollte.

Esslingen a. N., Obertorstraße 74: Stube, Fenster, Wandaufbauten

Lage im Ortsbild

Das in den folgenden Ausführungen vorgestellte Gebäude Obertorstraße 74 (Abb. 1) steht in der ehemaligen Reichsstadt Esslingen a. N. innerhalb der Obertorvorstadt. Der Ausschnitt aus dem von Joh. Gottlieb Kandler in den Jahren vor 1774 angefertigten Kataster zeigt die Hausstätte mit rückwärtigem Garten in unmittelbarer Nähe der südostwärtigen Vorstadtbefestigung, dort wo die alte Handelsstraße Speyer-Ulm die um die Jahre 1330 mit einem Mauerring versehene Vorstadt verläßt.

Zu dieser Hauptverbindungsstraße, die die gesamte Obertorvorstadt prägend durchzieht, ist das Gebäude traufseitig ausgerichtet. Mit seinem ostwärtigen Giebel blickt es zum Stadttor (Abb. 2).

Ende des Jahres 1983 wurde das Gebäude von der Stadt Esslingen verkauft. Durch die danach vorgesehenen Modernisierungsarbeiten wurde die Wertigkeit des Hauses erkannt und parallel zu den Arbeiten dokumentiert.

Bei dem Gebäude handelt es sich um ein Fachwerkhaus, das nach der dendrochronologischen Untersuchung im Verlaufe des Jahres 1348 errichtet wurde.

Grundrißgliederung und Raumfunktion

Der Hausgrundriß ist in seiner Längenausdehnung in drei unterschiedliche Zonenbreiten unterteilt. Innerhalb der daraus resultierenden vier Querachsen sind je Achse drei Bundständer aufgestellt. Sie untergliedern die Hausbreite in zwei Schiffe (Abb. 3). Während die einzelnen Zonenbreiten sowohl im Erdgeschoß wie auch im 1. Obergeschoß gleich sind, differieren die straßenseitigen Schiffbreiten der beiden Geschosse durch die Auskragung des Obergeschosses um ca. 40 cm. Durch die Stellung der Bundständer ist die räumliche Gliederung von zwei Räumen innerhalb der ostwärtigen Zone, einem mittigen Flur und zwei Räumen innerhalb der westlichen Zone im wesentlichen vorgegeben. Der erhaltene Bestand läßt für das Obergeschoß zu einem großen Teil die ursprüngliche Raumnutzung festlegen.

Die vorgefundenen Bohlenwände sowie die Bretterbalkendecke definieren den nordostwärtigen Raum eindeutig als Stube. Der Erhaltungszustand ist in Umfang und Qualität außergewöhnlich gut. Zusätzlich sind hier durch glückliche Umstände Details von absoluter Rarität erhalten, die es lohnen, einen Schwerpunkt der folgenden Ausführungen auf diese Befunde zu legen. In Anlehnung an die Stube in Richtung Garten befindet und befand sich die total verrußte Küche. Innerhalb

1 ESSLINGEN, HAUS OBER-
TORSTR. 74 (1348 datiert).



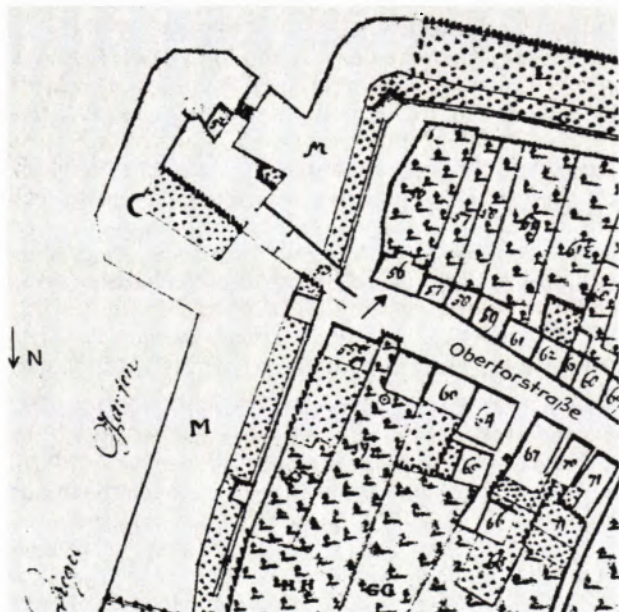
2 ESSLINGEN, OBERTORVOR-
STADT. Der Ausschnitt aus dem 1774
abgeschlossenen Katasterplan von Joh.
Gottlieb Kandler zeigt das Gebäude
Obertorstraße 74 (auf dem Plan Nr. 56)
als letztes Gebäude an der Ausfallstraße.
▽

der Trennwand zur Stube ist aus der Bohlenwand eine Öffnung, zur Befuerung des ehemaligen Stubenofens von der Küche aus, herausgeschnitten. Die mittige Zone nimmt den Flur mit Treppe auf. Ihm schließen sich innerhalb der westlichen Zone zwei Kammern an, über deren spezifische Nutzung keine näheren Angaben möglich sind.

Auch über das Erdgeschoß sind zum heutigen Zeitpunkt keine näheren Aussagen zu machen. Es ist durch einen nachträglichen Kellereinbau innerhalb der ostwärtigen Zone nachhaltig gestört. Dies trifft eigentlich auf das gesamte Erdgeschoß zu. Wohl in Verbindung mit dem Kellereinbau ist das alte Holzgerüst umfassend durch Massivmauern ersetzt worden. Mit dazu beigetragen hat die Niveauerhöhung des Geländes. Heute ist das Erdgeschoß bis auf 45 cm im Erdboden verschwunden (Abb. 1).

Gerüst- und Gefügekonstruktion

Das tragende Gerüst bestand aus insgesamt zwölf Ständern. Sie sind kaum bearbeitet und besitzen in hohem Maß ihren naturwüchsigen Baumquerschnitt. Die Stän-



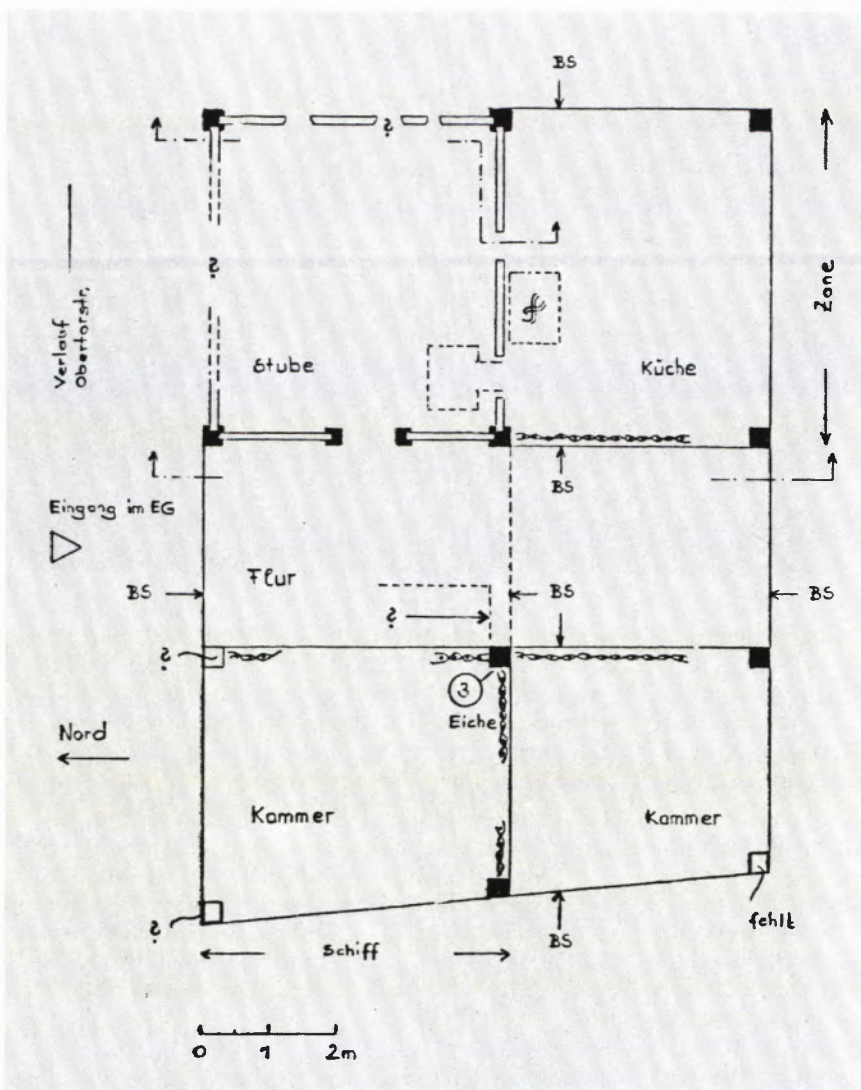
der sind in den Schnittpunkten der Quer- und Längsachsen aufgestellt. Im Zuge der rückwärtigen und mittigen Längsachse durchstießen diese Bundständer, ausgehend von der Gründungsebene im Erdgeschoß, den gesamten Unterbau bis unter die Längshölzer im Obergeschoß in einer Länge (Abb. 4).

Lediglich innerhalb der Straßentraufe waren sie nur über die Erdgeschoßhöhe ausgebildet. Das zur Firstlinie quer verlegte Gebälk über dem Erdgeschoß lagert auf Riegeln, die zwischen den Ständern der mittigen und rückwärtigen Längsachse eingezapft sind. An der Straßentraufe liegen die Deckenbalken auf dem durchlaufenden Rähm und kragen über dieses ca. 40 cm über.

Auf den in den Querachsen verlegten Bunddeckenbalken stehen die straßenseitigen Bundständer des Obergeschosses. Auf ihnen lagert das Traufrähm. Die inneren Bundständer tragen den mittigen Längsunterzug. Über diesen Längshölzern sind die Dachbalken aufgekämmt. Die innere Gerüstaussteifung erfolgte durch angeblattete, flachgeneigte Kopfbänder von ca. 7 bis 8 cm Stärke (Abb. 5 u. 7). Lediglich im Bereich der verbolten Stubenwände wurden auch Fußbänder angebracht. Im Zuge der mittigen Längsachse sind im 1. Obergeschoß an den Ständern, die die Stubenzone begrenzen, Kopf- und Fußbänder eingebaut. Die Flurzone ist frei von Winkelhölzern. Innerhalb der Kammerzone fanden sich nur Kopfbänder. Die Aussteifung der Außenwände konnte nur in geringem Umfang, an der südlichen Traufwand, untersucht werden. Die Gefügebildung an den restlichen Wänden ist noch unter dem Putz verborgen. Sämtliche Wandaufbauten, außer den Bohlenwänden, bestehen bzw. bestanden aus geschoßhoher Flechtwerkfüllung ohne Riegelunterteilung. Auf dem Fachwerkunterbau ist ein zweigeschossiges Sparrendach mit beidseitigem Steilgiebel aufgeschlagen (Abb. 5). Die Sparren sind am Fußpunkt in die Dachbalken gezapft. Am Firstpunkt sind sie untereinander verblattet. Die Queraussteifung der Gespärre erfolgte durch zwei Kehlbalken. Vereinzelte Löcher für Holznägel an den Unterseiten der Dachsparren könnten auf eine ehemalige Längsaussteifung in der Art von diagonal in der Dachneigung verlaufenden, an die Sparrenunterseite genagelten Windrispen hinweisen.

Die einzelnen Gespärre sind vom Zimmermann mit in

3 OBERTORSTR. 74. Stellung der tragenden Gerüstständer, Zonen- und Schiffseinteilung, Bundseitenausrichtung.



das Holz eingeritzten bzw. ausgestemmt Abbundzeichen versehen (Abb. 4). Begonnen hat er am ostwärtigen Giebel. Von hier sind die einzelnen Sparrenpaare durch römische Zahlen von I bis XII markiert. Das Kerbenzeichen „drei“ zwischen der Zahl VIII und X bezieht sich auf die dritte Querachse des Unterbaus. Aus den einzelnen Gespärren sticht das Sparrenpaar V hervor (Abb. 4 u. 5). Es ist von der Binderachse II des Unterbaus um ein Feld versetzt aufgeschlagen. Die Besonderheit liegt in der zusätzlichen Unterstützung der Dachsparren, die durch zwei mit den Kehlbalken überblatteten Aussteifungshölzern erfolgte. Stakungslöcher an den Sparrenunterseiten zeigen an, daß hier der Dachraum durch eine Flechtwerkwand bis unter den First abgetrennt war. In dem abgetrennten Dachraum sind die Dachhölzer außerordentlich stark verrußt. Hier wurde der übrige Dachraum gegen den aufsteigenden Rauch aus der Küche abgeschottet. Anzeichen für einen Kamin wurden nicht gefunden. Der Frage des Rauchabzugs konnte durch den Ausbau des 1. Dachgeschosses sowie durch die zwischenzeitlich erfolgten Veränderungen (z. B. Einbau eines liegenden, verzapften Stuhls) nicht näher nachgegangen werden.

Die Stube

Außergewöhnlich sind die Befunde im Stubenbereich. Nach der Freilegung der ostwärtigen Bohlenwand ka-

men zwei unterschiedlich große Fensteröffnungen zum Vorschein (Abb. 6). Eine dritte Öffnung wird im Bereich des nachträglich angeordneten Fensters vermutet. Beide erhaltenen Öffnungen sind aus den Bohlen geschnitten und mit Anschlag sowie Schmuckausbildung aus den Bohlen herausgearbeitet (Abb. 8). Zwei weitere Öffnungen befinden sich innerhalb der Bohlenwand zur Küche. Die linke liegende Öffnung ist als Durchreiche zu deuten. Sie war ursprünglich mit einem Schiebela-den versehen, der in zwei aus den Bohlen herausgearbeiteten Nuten geführt werden konnte (Abb. 6 u. 9). Die zweite Öffnung ist durch nachträgliche Vergrößerungen gestört, so daß die ursprüngliche Größe nicht bekannt ist. Eine Möglichkeit des ursprünglichen Bohlenausschnittes zeigt Abb. 10. In ältester Zeit schloß sich an die Hinterladeröffnung der Ofenhals an, durch den der Stubenofen von der Küche aus gefeuert wurde. Der Rauchabzug erfolgte über einen zweiten Rauchkanal zur Küche und von hier über einen Rauchfang nach oben.

Besonders schmuckvoll sind die Türstiele ausgeführt (Abb. 11). Sie sind an ihrem Kopfende knaufförmig ausgebildet und mit seitlicher Fase, die nach unten ausläuft, versehen. Die Sturzbohle reicht zwischen den Schalen der Türstiele in einer Länge über die gesamte Stubenbreite. Ob die Bohle im Bereich des Sturzes ebenfalls profiliert war, konnte nicht festgestellt wer-

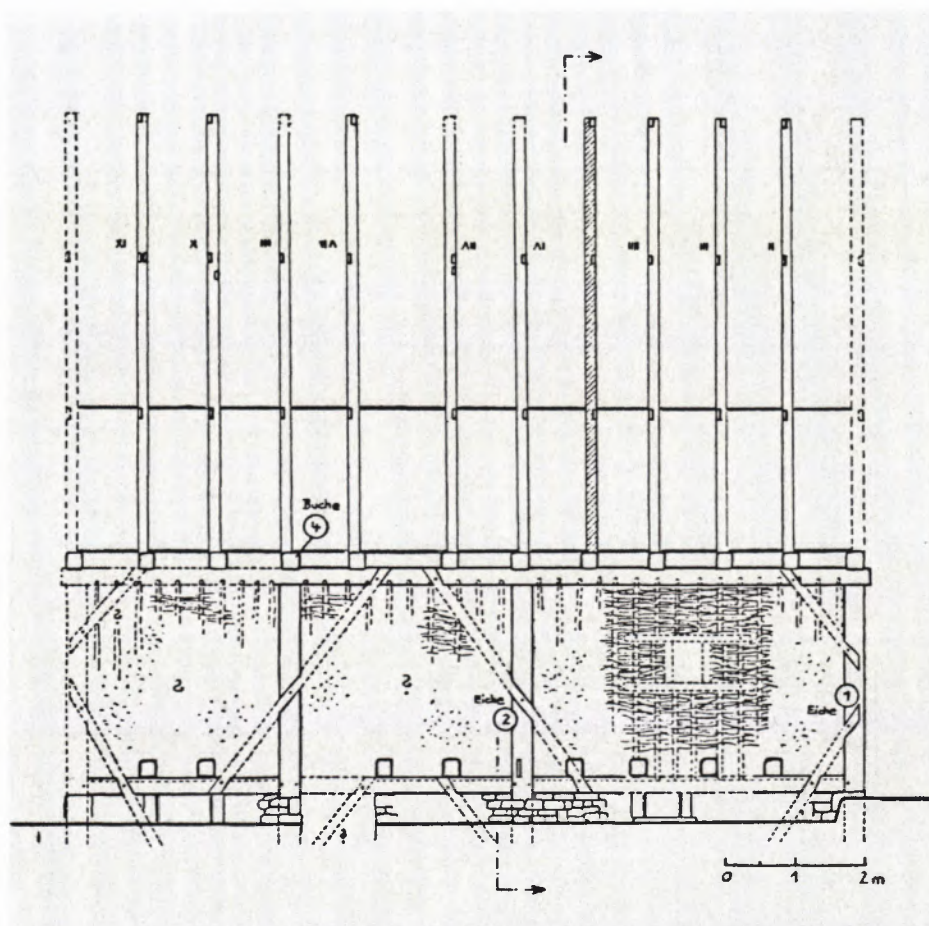
den. Als Deckenabschluß ist eine waagrechte, an den Außenseiten abgewölbte Balken-Bretter-Decke eingebaut. Die Balken sind mit seitlichen Nuten versehen, in die die Zwischenbretter eingelassen sind. An den Stubenlängsseiten sind sie in eine schräg aus den Bohlen herausgearbeitete Nut eingeführt. Die profilierten Balken lagern auf den aus den Basisbohlen ausgestemmt Auflagern. Soweit erkennbar, waren die Stubenwände durch einen Lehm-Stroh-Auftrag an den Außenseiten isoliert. Dazu waren die Bohlen mit kleinen Holzkeilen als „Putzträger“ bespickt. Eine weitere Isolierung des Stubenraumes erfolgte durch eine Flechtwerkfüllung, die die offenen Wandbereiche über den Bohlen schloß. Die Art der Boden- und Deckenisolierung wäre nur nach Zerstörung der Bodenbeläge erkennbar. Zum heutigen Zeitpunkt wird die Stube an der Straßentraufe durch ein Fensterband belichtet. Auch hierzu sind ohne weitreichende Zerstörungen keine Aussagen möglich. Sicher ist, daß es sich um eine nachträgliche Veränderung handelt. Bis auf dieses Fensterband ist die Stube original aus dem Jahre 1348 erhalten. Zur Zeit ist sie als die älteste in diesem Umfang erhaltene Stube eines Fachwerkhauses anzusehen.

Zur Entstehung des Riegelfachwerks/Entwicklung der Fenster

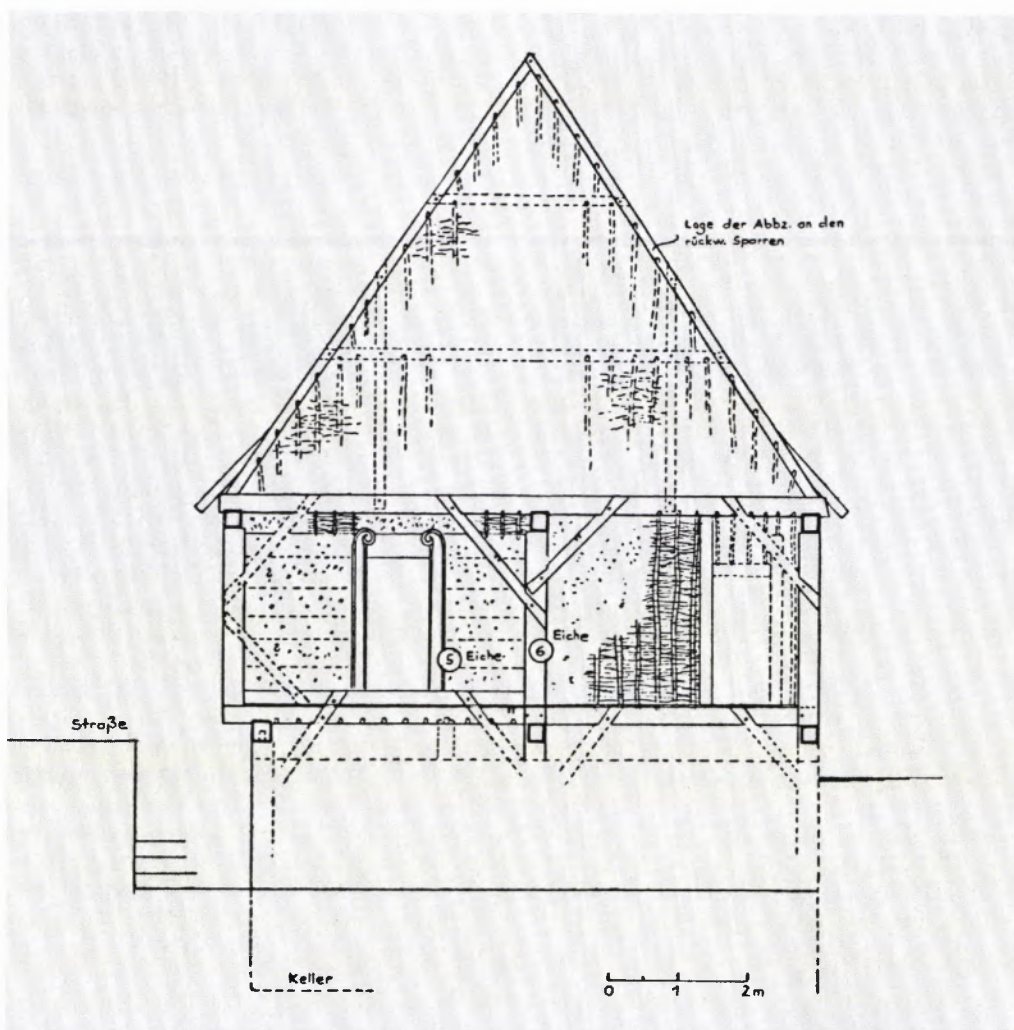
Neben seiner Gerüst- und Dachkonstruktion wirft das vorgestellte Gebäude vor allem Fragen hinsichtlich der mittelalterlichen Fenstergestaltung auf. In diesem Zusammenhang soll nicht auf den bekannten Fenstererker mit überstehenden Brust- und Sturzbohlen und den dazwischen eingespannten Fensterstielen eingegangen

werden (vgl. dazu Kurz/Scholkmann, Fachwerkbauten des 15. Jh. [3], Ein Fachwerkbau von 1412 in Blaubeuren, in: Denkmalpflege in BW, Heft 4, 1981). Vielmehr ist es beabsichtigt, erste Gedanken über die möglichen Vorgängerkonstruktionen zu äußern.

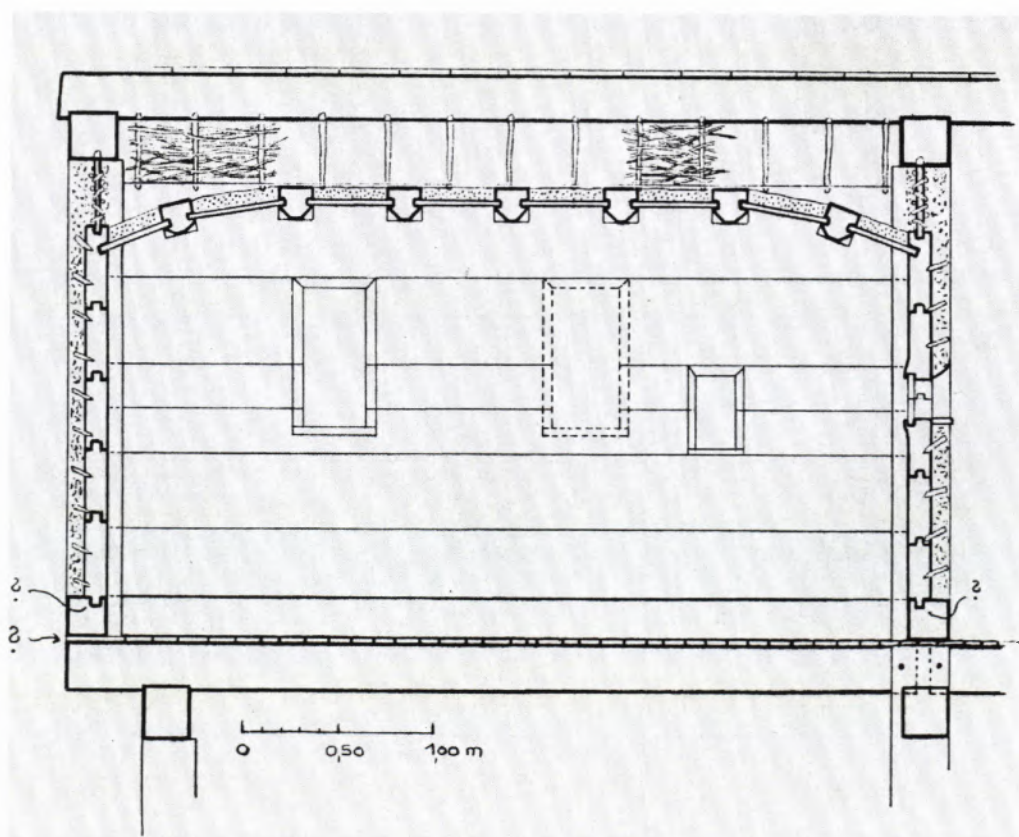
Die Untersuchung der Küchentraufwand hat ergeben, daß im gesamten Wandfeld keine Riegel eingebaut waren. Ähnliche Ergebnisse liegen aus anderen Esslinger Häusern des 14. Jahrhunderts vor. Die gesamten Wände waren ohne waagrechte und senkrechte Unterteilung aus wandhohem Flechtwerk mit Stroh-Lehm-Bewurf geschlossen. Eine Fensteröffnung wird jedoch vorausgesetzt. Erste Anzeichen von älteren Fensteröffnungen wurden während der Untersuchungen an den Gebäuden Hafenmarkt 10 (1333 d) und Milchstraße 11 (1358 d) in Esslingen gemacht. Hier konnten Reste bzw. nachträglich geschlossene und in ihrer Konstruktion erhaltene Öffnungen aufgenommen werden. In beiden Fällen war in das Flechtwerk eine waagrechte Bohle als Brustholz eingespannt. Als Sturzholz diente ein Geschoßriegel bzw. ein Rähm. Zwischen Sturzholz und Bohle waren als seitliche Begrenzung Stiele mit Anschlag und Profilierung eingesetzt (Abb. 12). Dieselbe Konstruktion wurde in abgewandelter Form auf das Gebäude Obertorstraße 74 übertragen (Abb. 4). Zur Vorgängerkonstruktion von Fensteröffnungen in Bohlenwänden gibt das vorgestellte Gebäude gleich mehrere verschiedenartige Lösungen vor. Durch die am Gebäude Esslingen, Hafenmarkt 6/8 (1331 d) in Zweitverwendung verbauten Bohlen (Abb. 13), von denen sicher ist, daß sie an der vorgefundenen Stelle keine Originalhölzer sind, (eine beabsichtigte dendrochronologische Untersu-



4 OBERTORSTR. 74. Rückwärtige Traufwand, Befund und Teilrekonstruktion.

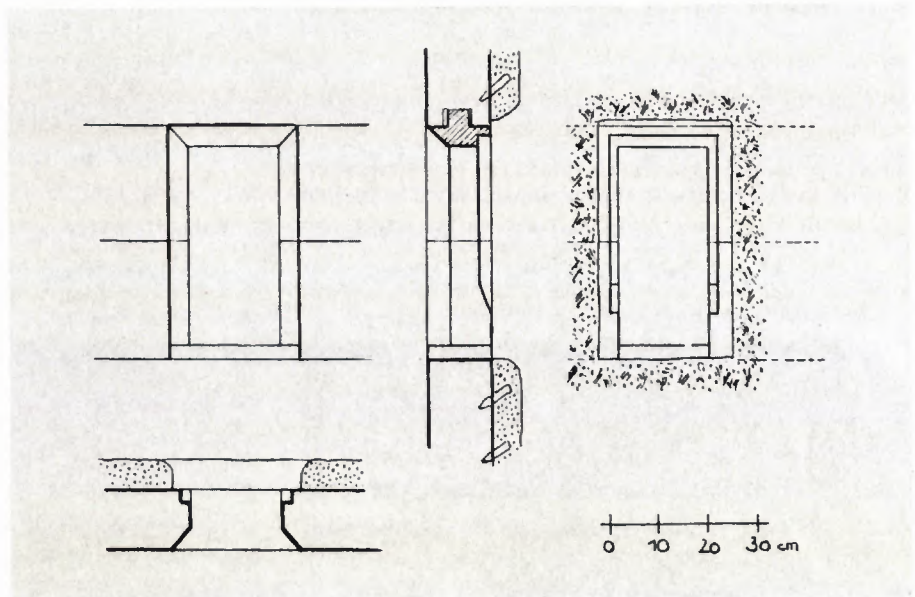


5 QUERSCHNITT, Befund und Teilrekonstruktion von Obertorstraße 74.

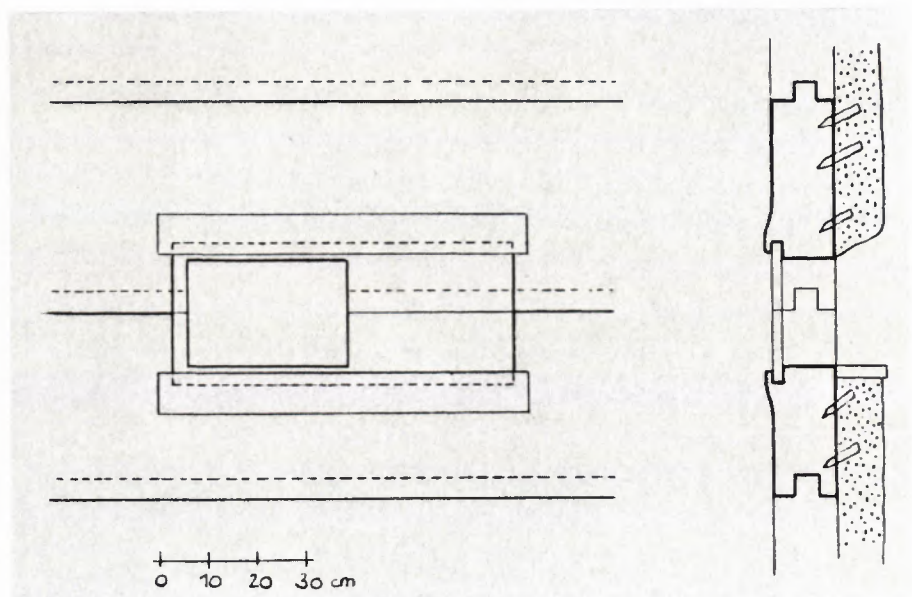


6 BOHLENSTUBE, Schnitt, Befund und Rekonstruktion von Obertorstraße 74. Bei dem dargestellten Lehmauftrag handelt es sich um den ange-troffenen Befund. Zur Zeit ist keine Aussage darüber möglich, ob diese Isolierung original ist.

7 KOPFZONIGE AUSSTEIFUNG des mittleren Bundständers (Querachse II), Obertorstraße 74. Die relativ flache Neigung der Gefügehölzer ist ein typisches Merkmal der frühen Fachwerkbauten im 14. Jh.



8 DIE KLEINERE FENSTERÖFFNUNG innerhalb der ostwärtigen Bohlenwand in der Detailaufnahme, Obertorstraße 74.



9 DIE DURCHREICHE zwischen Küche und Stube in der Detailaufnahme, Obertorstraße 74.



10 ESSLINGEN, OTTILIENPLATZ 9
(um 1395 datiert). Aus den Bohlen
geschnittene Hinterladeröffnung.

chung soll darüber Aufschluß geben, ob sie evtl. dem 13. Jh. zuzuordnen sind) sowie durch Befunde an einem Haus in Altensteig (Abb. 14) können weitere Variationen vorgestellt werden.

Eine erste vorsichtige Auswertung des vorliegenden Materials erlaubt folgende Schlüsse:

Als mögliche Vorgängerkonstruktionen des spätmittelalterlichen Fenstererkers sind kleine, dem vorhandenen und bezahlbaren Verschlussmaterial (zusammengesetzte

11 TÜRSTIEL der Stubentüre im Haus Obertorstraße 74. Er ist am Kopfende knaufförmig ausgebildet und mit seitlicher Fase, die nach unten ausläuft, versehen.



Gläser, Schweinsblasen) angepaßte und aus den Bohlen herausgeschnittene Öffnungen anzusehen. Für „ausreichende“ Helligkeit wurden dazu entsprechend viele Öffnungen nebeneinander angeordnet.

Ähnlich scheint es sich bei den Flechtwerkwänden zu verhalten. Die in das Flechtwerk eingeschnittenen Öffnungen wurden durch eingepreßte, vernagelte Bohlen und seitliche Stiele gefaßt.

Werden in dieser Konstruktion mehrere Fenster neben-

12 ESSLINGEN, HAFENMARKT 10 (1333 datiert). In Flechtwerkwand eingepreßte und vernagelte Bohle als Brustholz für eine Fensteröffnung.



13 ESSLINGEN, HAFENMARKT 6/8 (1331 datiert). In Bohlenwand eingeschnittene Fensteröffnung (13. Jh.?).



14 ALTENSTEIG, PAULUSSTRASSE 19 (1459 datiert). In Bohlenwand eingeschnittene und gefaßte Fensteröffnungen (1470 datiert).



einander gesetzt, so sind die Bohlen entsprechend länger auszubilden. Ist in diesen Bohlen mit ihrer zusätzlich wandaussteifenden Wirkung der Ausgangspunkt zum Riegelfachwerk zu sehen? Die vorgelegten Einzelbefunde lassen vermuten, daß die Fensteröffnungen immer größer wurden. In diesem ständigen Trend des Machbaren ist die Verstärkung der Bohle zum durchlaufenden Riegel, auch ohne Fensteraufreihung, eine logische Konsequenz.

Innenmaße bisher bekannter Fenstereinschnitte in Bohlenwände:

- | | |
|-----------------------------|--------------------------------|
| Esslingen, Hafenmarkt 6/8 | 17/29 cm (13. Jh.?) |
| Esslingen, Hafenmarkt 10 | 23/58 cm (1333 d) |
| Esslingen, Obertorstraße 74 | 18/37 cm u. 33/75 cm (1348 d) |
| Altensteig, Paulusstraße 8 | 71/87 cm u. 90/112 cm (1470 d) |

Innenmaß eines Fenstereinschnittes in Flechtwerkwand:

Esslingen, Hafenmarkt 10 68/78 cm (1333 d)

Leider sind die bisher vorliegenden Beispiele zu rar, so daß eingehendere Aussagen über die konstruktive Entwicklung und dies in ihrer zeitlichen Abfolge noch nicht möglich sind.

*Ing. (grad.) Burghard Lohrum
Hansbergstraße 2
7637 Ettenheimmünster*

*Ing. (grad.) Hans-Jürgen Bleyer
Wörishofener Straße 54
7000 Stuttgart 50*

Johannes Gromer: Aufmaß und hauskundliche Untersuchung des Gebäudes Freitagshof Nr. 11, Gem. Wernau, Kr. Esslingen

Freitagshof Nr. 11 war ein im Grundriß ca. $10,25 \times 14,15$ m großes Fachwerkhaus mit einem durch Hakenflur von Westen und Norden traufseitig und giebelseitig erschlossenen Erdgeschoß, dreistöckigem Satteldach, dessen First in Nordsüd-Richtung verlief, und nicht gewölbtem Keller unter der Nordost- bzw. Südwestecke. Der Erdgeschoß-Grundriß wurde durch eine ca. 75 cm östlich der Hausmitte (Firstlinie) verlaufende Längswand in ein 4,15 m breites östliches sowie ein 5,10 m breites westliches Längsschiff und – wie Zapfenlöcher des ursprünglichen Gefüges an der Unterseite des siebten und zehnten der insgesamt 16 quer zum First laufenden Deckenbalken und die alten Grundmauern unter Oberkante Fußboden zeigen – in drei Querzonen aufgeteilt, deren mittlere drei Balkenfelder, die nördliche und südliche je sechs Balkenfelder breit war. Das 1. Dachgeschoß wurde durch eine unter dem First verlaufende Längswand und Bundwände über den unteren analog dem Erdgeschoß gegliedert. Die Bundebenen wurden vom Verfasser von der Nordwand mit Bund I bis zur Südwand mit Bund IV nummeriert.

Ursprüngliche Raumaufteilung

Die sechs Balkenfelder breite südliche Querzone nahm das Stubengefach auf, worin die Wohnstube nach Südwesten lag. Im südöstlichen Teil war die Schlafstube untergebracht, eineinhalb nördliche Balkenfelder schmaler als die Wohnstube, weil hier, südöstlich Bund III, die Herdwand mit der Feuerstelle auf der Nordsei-

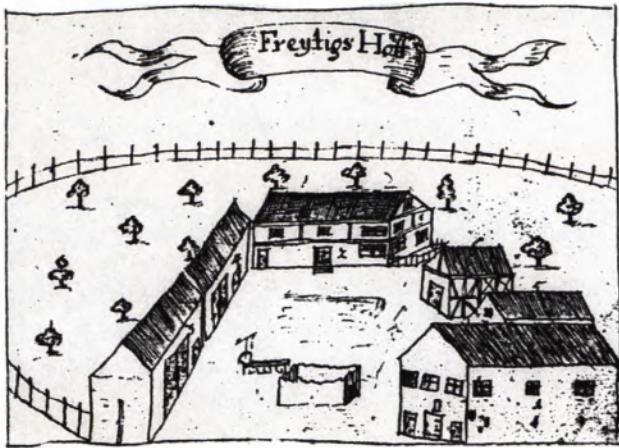
te eingezogen war, von wo aus auch der Wohnzimmerofen und ein ehemals südlich der Bundebene vor der Ostwand gelegener Backofen beschickt werden konnten.

Die drei Balkenfelder breite, mittlere Querzone nahm in ihrem ursprünglichen Zustand im östlichen Teil die um eineinhalb Balkenfelder nach Süden erweiterte Küche auf. In ihrem westlichen Teil lag der Flur mit Hauseingang von Westen nördlich Bund III, mit einer südlich Bund II von West nach Ost ansteigenden Treppe zum Dachraum, deren Treppenloch zwischen den Deckenbalken etwa 80 cm westlich der vorgefundenen Treppe der nördlichen Wohnung ausgewechselt war.

Vor der Mittelwand ging der Treppenflur nach Norden in einen rechtwinklig zu ihm in Firstrichtung verlaufenden 1,75 m breiten Gang über, der auch durch eine Tür in der Mitte der Nordwand (Bund I) zugänglich war und die nördliche Querzone in zwei etwa gleich große Räume aufteilte. Der nach Nordosten gelegene Raum konnte wahrscheinlich durch eine an der Küchen-Nordwand installierte zweite Feuerstelle geheizt werden und ist eventuell mit seinen vier Fenstern als Ausdingstube genutzt worden. Die zweieinhalb südlichen Balkenfelder dieses Raumes wurden später durch den Einzug einer zweiten Herdwand mit Ausfachungen aus Flechtwerk bzw. Bruchstein abgetrennt, so daß eine schmale Küche mit einer etwa mittigen Herdstelle und westlich davon gelegener Verbindungstür zur Stube im Norden entstand. Das südliche der beiden ursprüngli-



1 HAUS FREITAGSHOF 11 vor der Untersuchung 1981 von der Westseite.



2 IM WERNAUER PFARRBUCH von 1766 wurde der Freytagshof mit dem Haus Nr. 11 abgebildet. Das Ausdinghaus fehlt noch und die Westwand in der nördlichen Querzone ist noch geschlossen mit einer Tür an der Nordwestecke dargestellt, d. h. hier war damals noch keine zweite Wohnung eingebaut.

chen Fenster in der Ostwand mußte dabei allerdings aufgegeben werden. – Auf die mögliche Nutzung des

nach Nordwesten gehenden Raumes soll später eingegangen werden.

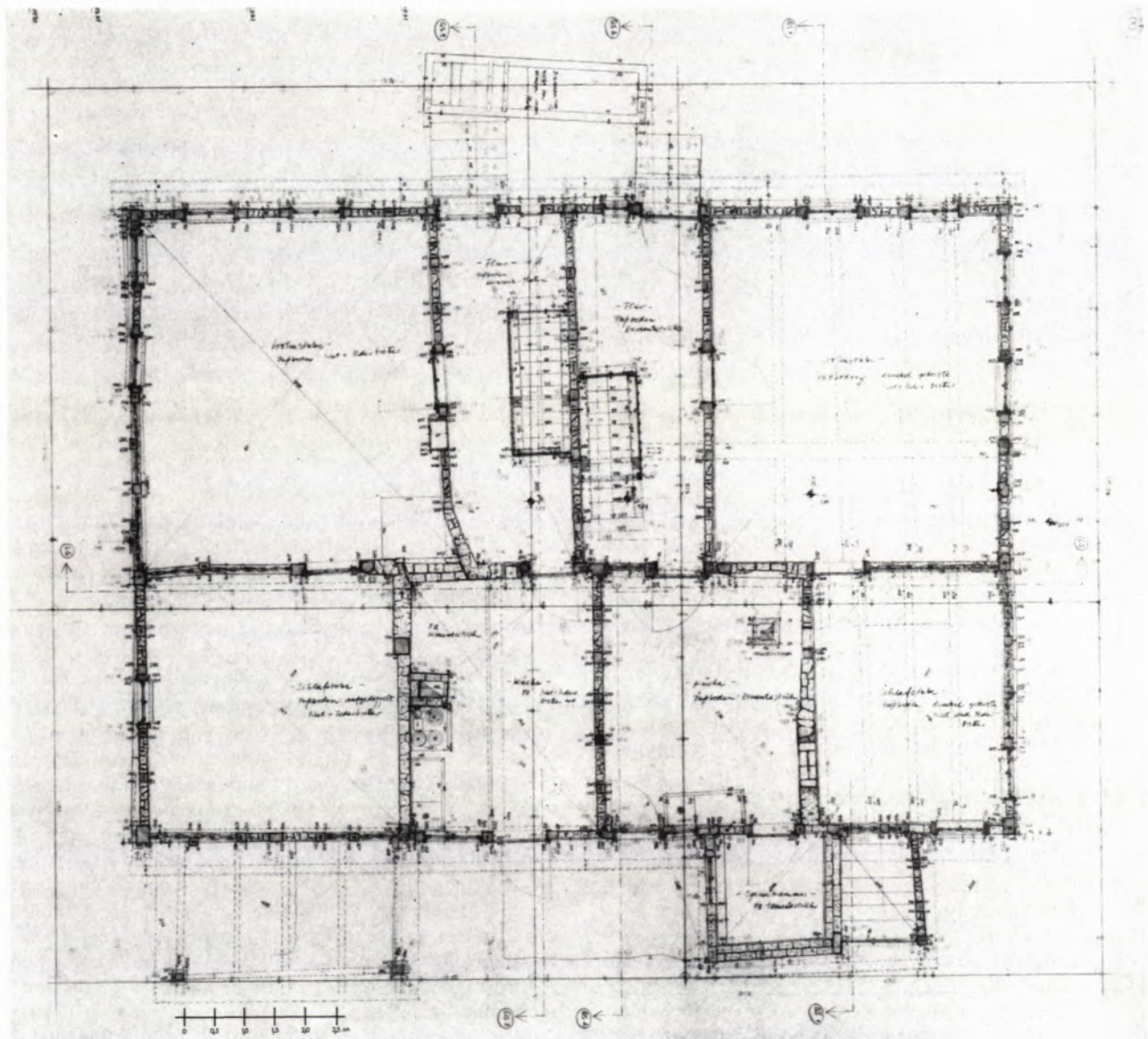
Die beiden Keller waren sowohl über Außentritten vor der Ostwand, als auch über Falltüren aus der Schlaf- bzw. Ausdingstube zugänglich.

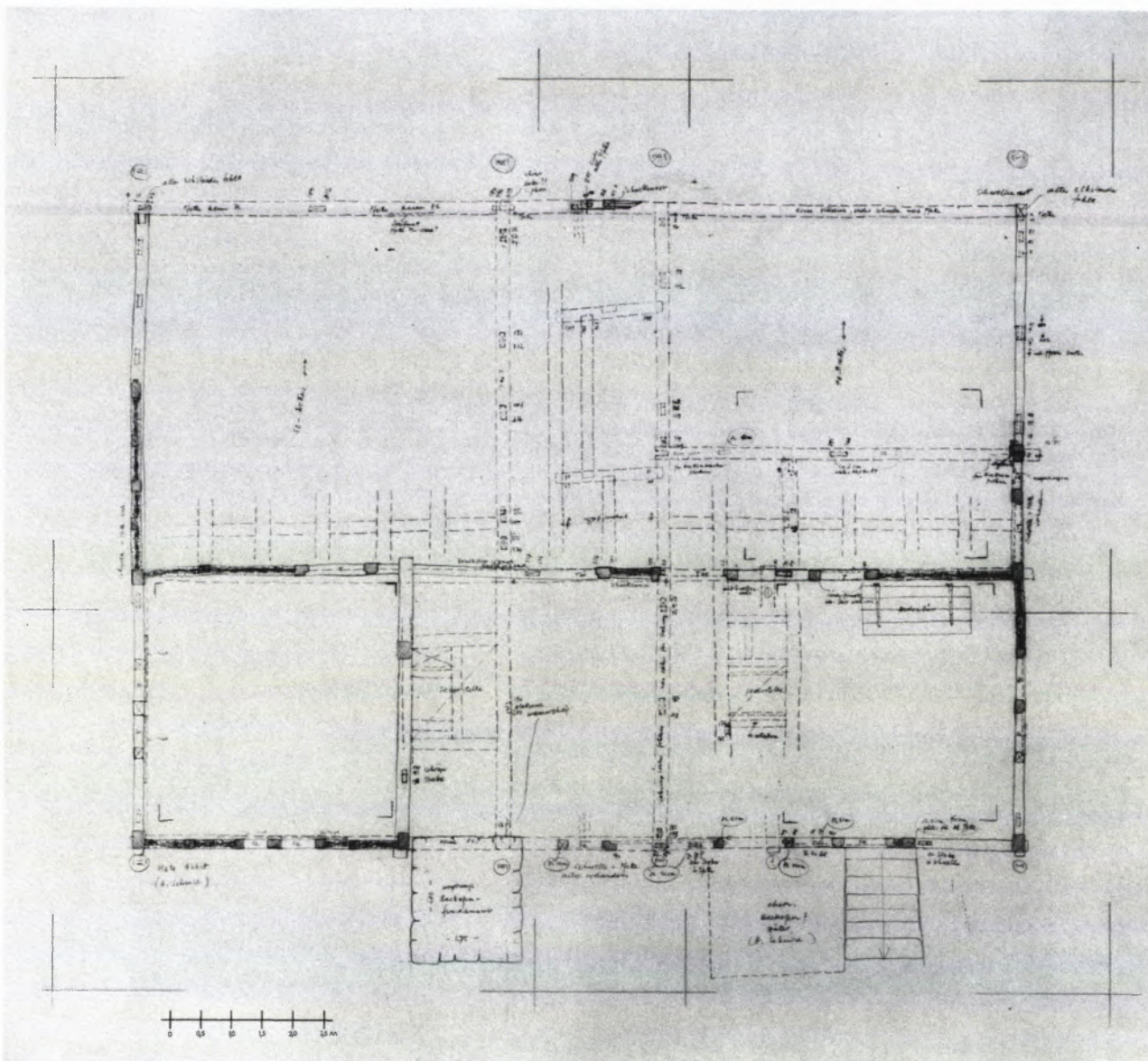
Im 1. Dachgeschoß waren nördlich und südlich der Verkehrsfläche in der mittleren Querzone nach Norden und Süden je zwei Kammern angeordnet. Der Dachraum war vom ursprünglich frei abziehenden Herdrauch rußgeschwärzt, besonders stark in den östlichen Teilen der mittleren und südlichen Querzone.

Ursprüngliche Konstruktion

Das ursprüngliche Hausgerüst stand auf einem den Bindern und Längsachsen entsprechenden Raster von kräftigen Schwellen (Höhe bis 40 cm, Breite ca. 25 cm), die auf Grundmauern gelagert waren. Die querlaufenden Schwellen waren den längslaufenden aufgeblattet. Ihren Kreuzungspunkten waren die etwa 25 × 20 cm starken Bundständer aufgezapft und zwischen ihnen jeweils mittige Wandständer angeordnet. Als oberer Abschluß der Längswände waren ihnen drei ca. 20 × 20 cm

3 FREITAGSHOF NR. 11, GRUNDRISS DES ERDGESCHOSSES.





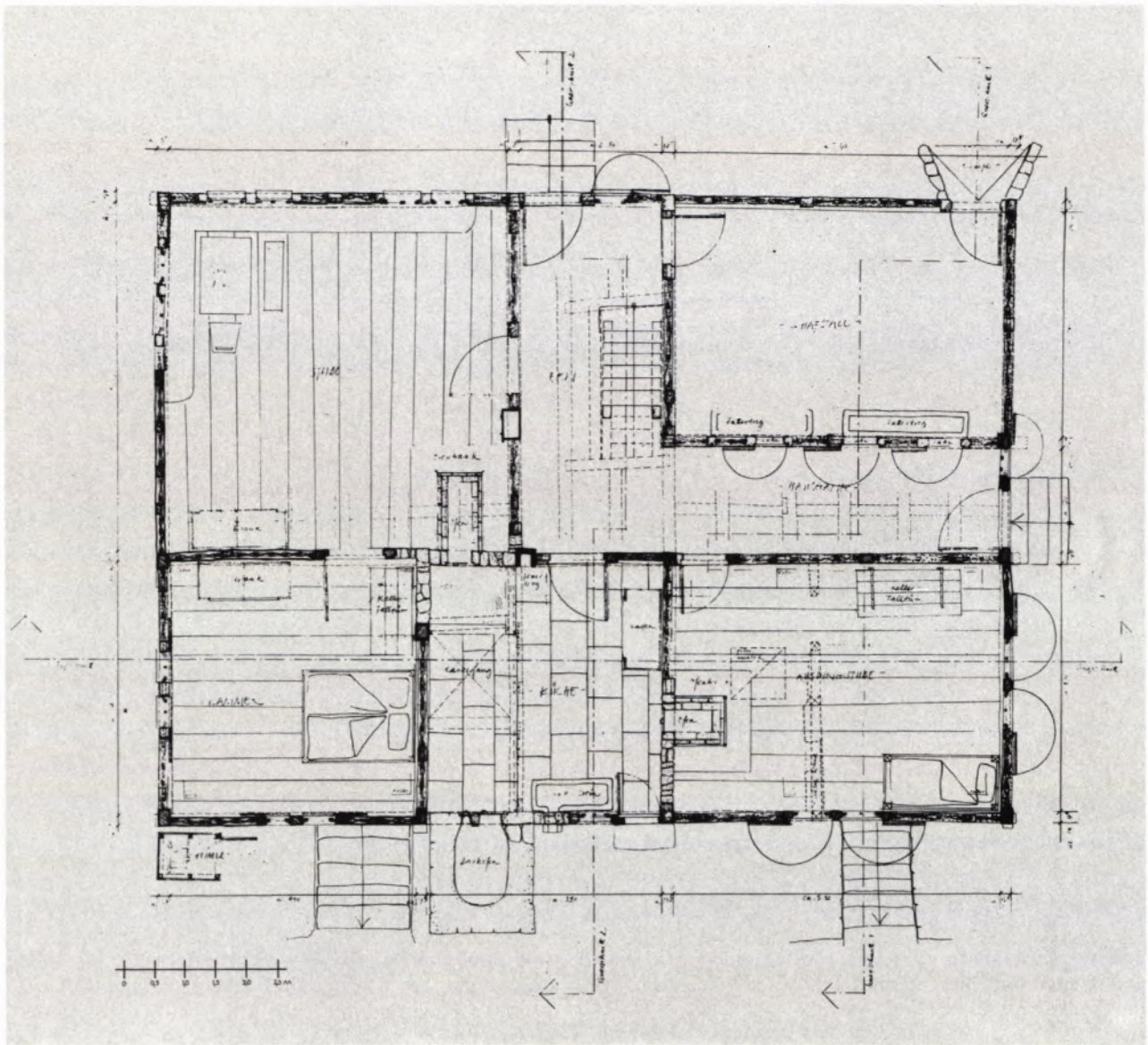
4 FREITAGSHOF NR. 11. In den Grundriß des Erdgeschosses sind alle Anhaltspunkte für den ursprünglichen Zustand eingetragen.

starke, über die gesamte Hauslänge durchlaufende Rähme aufgezapft, denen die quer zur Firstrichtung liegenden Deckenbalken aufgekämmt waren. Zwischen Bund- und Wandständer waren mittige Riegel eingezapft, die mit je einer in Schwelle und Rähm bzw. Deckenbalken eingezapften und zum Bundständer hin mit ca. 65° ansteigenden Strebe ohne Holznagel überblattet war. Die Streben waren aus Tannenholz, alle anderen Fachwerkhölzer aus Eiche, der Dachstuhl bestand zu großen Teilen aus bisher nicht näher bestimmtem Laubholz. Zwischen den Riegeln und dem jeweiligen oberen Querholz wurden, wo nötig, seitlich der Wandständer Fensterstiele eingezapft. Die Zapfenlöcher des ursprünglichen Gefüges waren etwa 10 cm tief.

Von dieser dem Gefüge zugrundeliegenden Regel, nach der auch die rechtwinkligen Teile des Nordgiebels konstruiert waren, wurde im Erdgeschoß nur da abgegangen, wo die Türständer zwischen die Sturzriegel eingezapft waren, oder die größeren und tiefer liegenden Wohnstubenfenster mit Brust- und Sturzriegel das notwendig machten. Die den Rähmen aufgekämmt Dek-

kenbalken dienten im Dach – mit Ausnahme der Auskragung im zweiten Dachgeschoß des Südgiebels – gleichzeitig als Pfetten und Schwellen für die querlaufenden inneren und äußeren Fachwerkwände.

Der Südgiebel – die Schauseite des Hauses –, der im 2. Dachgeschoß 15 cm auf Stichbalken auskragte, war kleinflächiger und reicher ausgeriegelt als das übrige Fachwerk. Das 1. Dachgeschoß war hier mit einem durchlaufenden Band von Brust- und Sturzriegeln abgebunden sowie mit Bundständern, die mit von Schwelle bis Unterkante Sturzriegel heraufreichenden doppelten Fußbändern von ca. 60° Neigung und – im Wechsel damit – Wandständern dazwischen mit doppelten Fußbändern bis Unterkante Brustriegel ausgesteift waren. Im auskragenden 2. Dachgeschoß, in dem wieder nur ein mittiger Riegel vorhanden war, liefen die Fußbänder der beiden Bundständer und des mittigen Wandständers nur bis Unterkante Riegel. Im Fach zwischen den mittigen Fenstern und den Bundständern standen kleine Andreaskreuze, wie auch ein einzelnes mittig im darüberliegenden Fachwerkbereich des Nordgiebels.



5 FREITAGSHOF NR. 11. REKONSTRUKTION des ursprünglichen Erdgeschoßgrundrisses.

Der stehende Dachstuhl bestand im 1. Obergeschoß aus drei, im 2. Oberstock zwei Reihen von Ständern in den Bundebenen, denen längslaufende Rähme aufgezapft waren. Die Längsaussteifung wurde in der südlichen Hälfte des 1. Dachgeschosses durch die Ausriegelung der Mittelwand mit Riegeln und schrägen Streben, wie oben beschrieben, in seiner nördlichen Hälfte und im 2. Dachgeschoß durch je Ständer einen gezapften 45°-Bug zum Rähm erreicht. Ein Windverband fehlte. Die Queraussteifung wurde von den mit Riegeln und Streben ausgeriegelten Bundwänden im 1. Dachgeschoß übernommen.

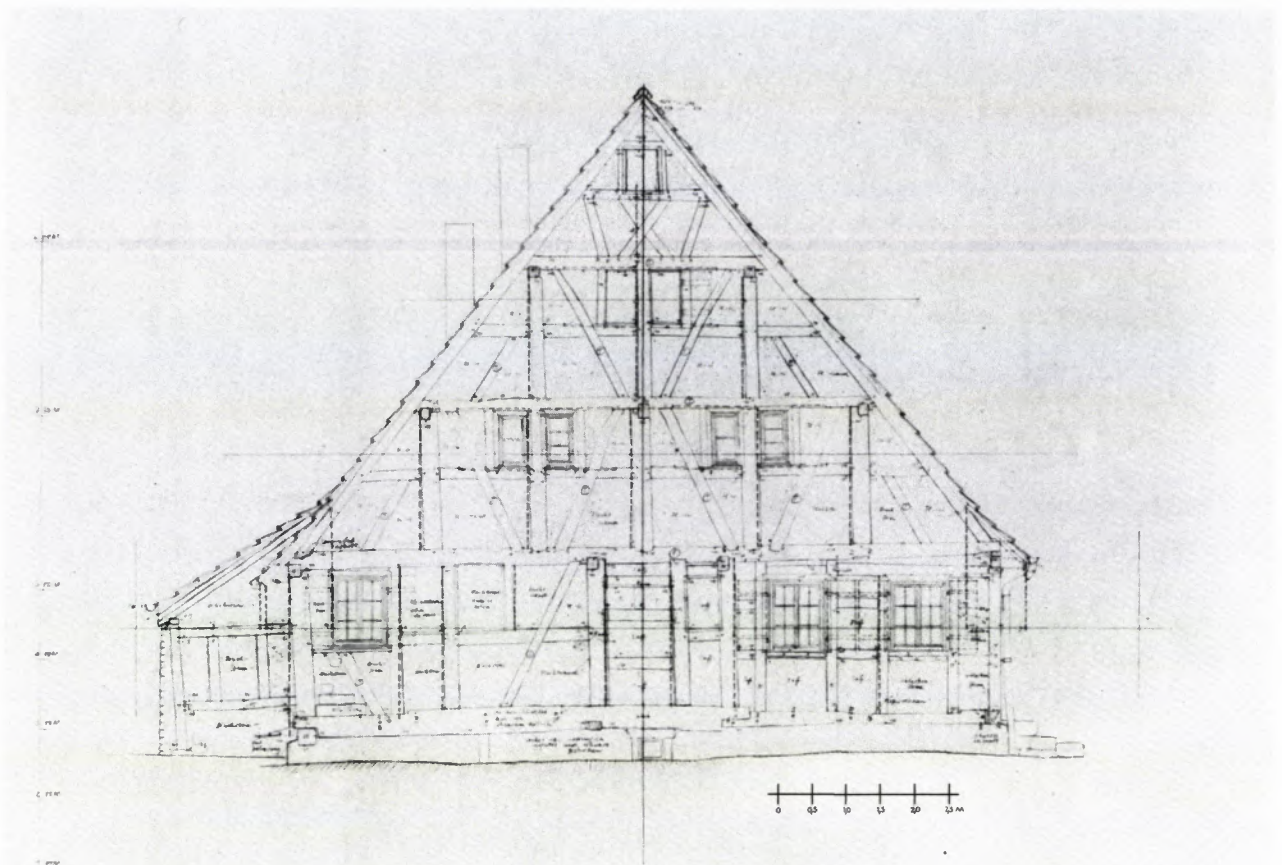
Die Ausfachungen bestanden ursprünglich durchgehend aus Flechtwerk mit Stecken und Rutengeflecht, das mit Lehm-Stroh-Gemisch beworfen, mit rautennetzartigem Handstrich überzogen und mit Kalkmilch geweißelt war.

Die Decke über der Wohnstube war ursprünglich – an der sorgfältigen Machart der Nuten ablesbar – als einzige mit Lehm-Stroh-Wickeln ausgefacht. Später wurden auch die Decken über der Ausdingstube und dem

Raum westlich des Mittelflures in der nördlichen Querzone mit Lehm-Stroh-Wickeln gegen das Dach hin isoliert, die in grobe, nachträglich eingehauene Nuten eingeschoben waren.

Spätere Änderungen

Um 1800 ist das Haus umgebaut worden. Dabei wurden die Westwand, mit Ausnahme der südlichen Hälfte der Längspforte, und die an sie anstoßenden westlichen Wandfelder der beiden Giebelwände entfernt und durch neues Fachwerk ersetzt. Im Inneren wurden die alten Querwände in den Bundebenen sowie die Westwand des Längsflures herausgenommen und der Grundriß des Erdgeschosses durch den Einzug neuer Querwände an anderer Stelle dahin geändert, daß das bis dahin für eine Familie mit Altenteil ausgelegte Gebäude nun etwa mittig geteilt und als Doppelhaus mit zwei etwa gleich großen Wohneinheiten genutzt werden konnte: Im westlichen Schiff wurde in der Mitte des achten Balkenfeldes eine geschlossene Trennwand, an deren Nord- und Südseite die neuen Treppen lagen,



6 FREITAGSHOF NR. 11, NORDANSICHT. BAUAUFNAHME.

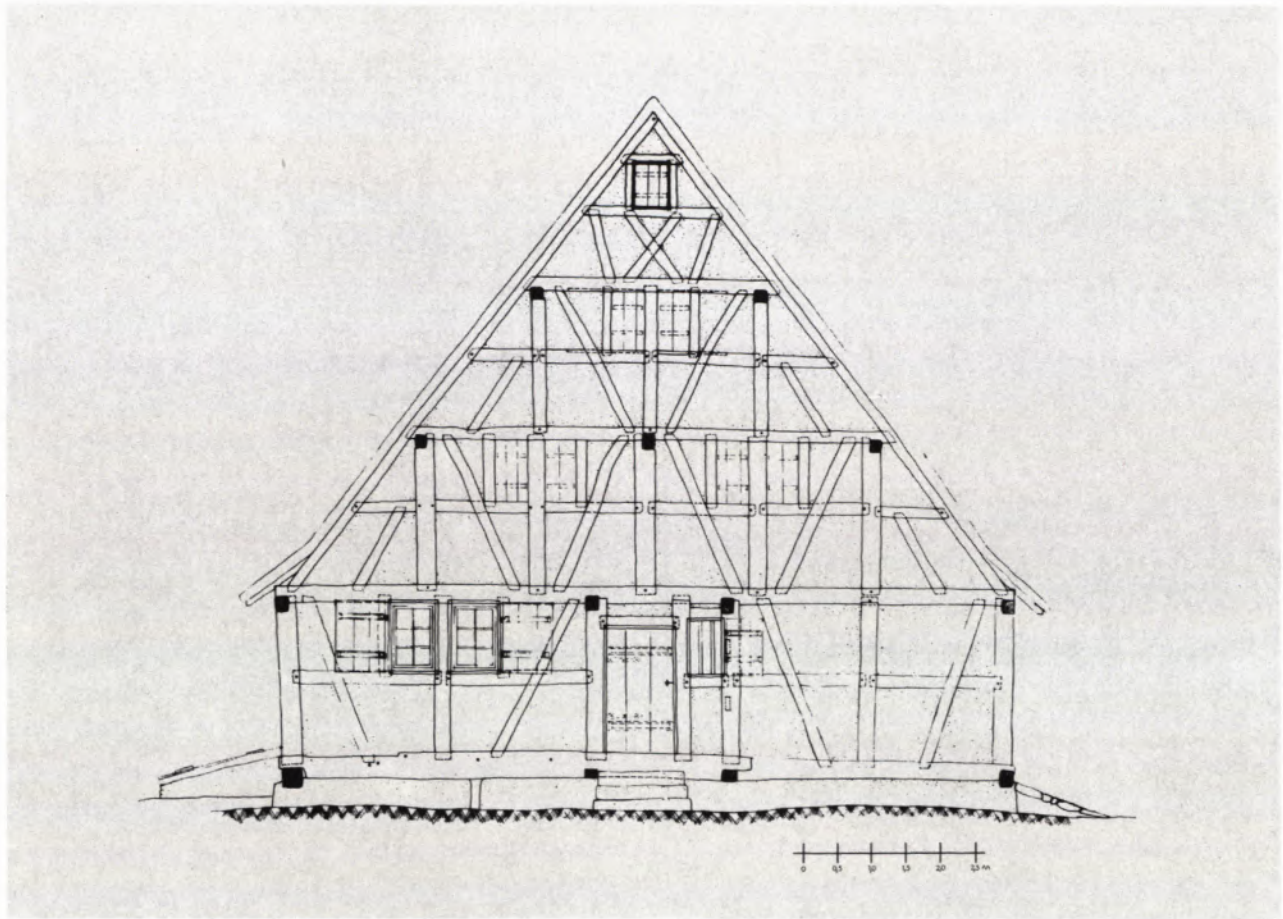
und nördlich Bund II sowie südlich Bund III neue Querwände mit Türen eingezogen, so daß sich zwei nebeneinanderliegende Treppenflure und nach Südwesten bzw. Nordwesten je eine Wohnstube ergaben. Im westlichen Schiff ließ man die mittlerweile vorhandenen zwei Herdwände – und damit die Schlafstuben – bestehen und verschob lediglich die Trennwand zwischen den beiden Küchen um ein Balkenfeld nach Süden, so daß sie gleich groß wurden (dreieinhalb Balkenfelder breit). Um den Preis einer Flächenverkleinerung der ursprünglichen südlichen Wohnung um etwas mehr als ein Balkenfeld waren damit zwei voll funktionsfähige Wohneinheiten nach dem Muster der ersten entstanden. Anstelle des wegfallenden Altenteiles wurde südöstlich des Gebäudes das vorgefundene Ausdinghaus errichtet, dessen Fachwerk die gleichen Merkmale zeigt, wie die vom Umbau des Wohnhauses stammenden neueren Wände (s.u.). Unter der östlichen Hälfte der neuen nördlichen Wohnstube wurde ein zweiter, von Osten aus zugänglicher Keller ausgehoben und mit einer inneren Schale aus hammerrechtem Mauerwerk aufgemauert – im Gegensatz zu dem Bruchsteinmauerwerk der beiden älteren Keller und der Grundmauern. Der Dachraum wurde bis ins 2. Dachgeschoß durch mittige Verschläge aus Brettern bzw. Dachlatten in zwei gleich große Hälften geteilt. Die neueren Fachwerk-wände waren durchgehend aus 15 × 15 cm starken Hölzern mit Schwelle, unter den Deckenbalken eingescho-bener Pfette, enger als die alten stehenden Ständer (auch die Fensterständer waren geschoßhoch), Streben

und zwei Reihen teilweise recht kurzer Riegel – ohne Ausnahme in nur 5 cm tiefe Löcher (s. o.!) gezapft – zusammengefügt und mit Kalk- und Tuff-Bruchstein (teilweise mit Lehm-Stroh-Auflage), Backsteinen oder Ziegelscherben ausgefacht und – wie auch die vorgefundenen alten Wände – mehrfach geputzt und gestrichen bzw. tapeziert.

Bei dem beschriebenen Umbau werden dann auch die Decken über den Fluren und Küchen ihre auf Dachlatten aufgelegten Ausfachungen aus Lehm-Stroh-Wickeln erhalten haben. Über der südlichen Schlafstube waren keine Anzeichen einer solchen Ausfachung zu erkennen.

Datierung

Eine dendrochronologische Bestimmung war nach Angaben des hinzugezogenen Herrn Ing. (grad.) B. Lohrum, Ettenheimmünster, nicht möglich, weil die Folge der jährlichen Zuwachsraten an den untersuchten Hölzern (nördliche Schwelle Erdgeschoß, mittleres Längs-rähm Erdgeschoß und einzelne Deckenbalken über Erdgeschoß) so wenig ausgeprägt waren, daß sie eine gesicherte zeitliche Einordnung nicht erlaubten. Ein Vergleich mit den Häusern der näheren Umgebung zeigt allerdings, daß die – im Hinblick auf den Nordgiebel – relativ fortschrittliche Gefügesteife des Südgiebels z. B. in Kirchheim/Teck schon in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts vorkommt. Der Zeitraum, in dem das ursprüngliche Haus errichtet worden ist, kann also in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts angenommen werden.



7 NORDANSICHT. REKONSTRUKTION.

Das Datum des *Umbaus zum Doppelwohnhaus* läßt sich anhand der beiden ältesten Plandokumente des Gebäudes eingrenzen:

Auf der Skizze im Wernauer Pfarrbuch von 1766 ist die Westwand der nördlichen Querzone noch geschlossen mit einer Tür an der Nordwestecke dargestellt, d. h. hier war damals noch keine zweite Wohnung eingebaut. Das vorgefundene Ausdinghaus fehlte noch.

In der Urnummernkarte von 1823 des Vermessungsamtes Plochingen ist das Haus durch einen mittigen Strich geteilt dargestellt und südöstlich davon das beim Umbau – anstelle einer wegfallenden Ausdingstube? – errichtete Ausdinghaus eingetragen, d. h. sehr wahrscheinlich hatte der Umbau zu diesem Zeitpunkt schon stattgefunden.

Als Datum wird man deshalb am ehesten die Zeit um 1800 annehmen können. Damit wäre das Haus etwa in der Mitte der Zeit zwischen seiner Erbauung und seiner Abtragung renoviert und neuen Anforderungen angepaßt worden.

Beschreibung des vorgefundenes Bestandes

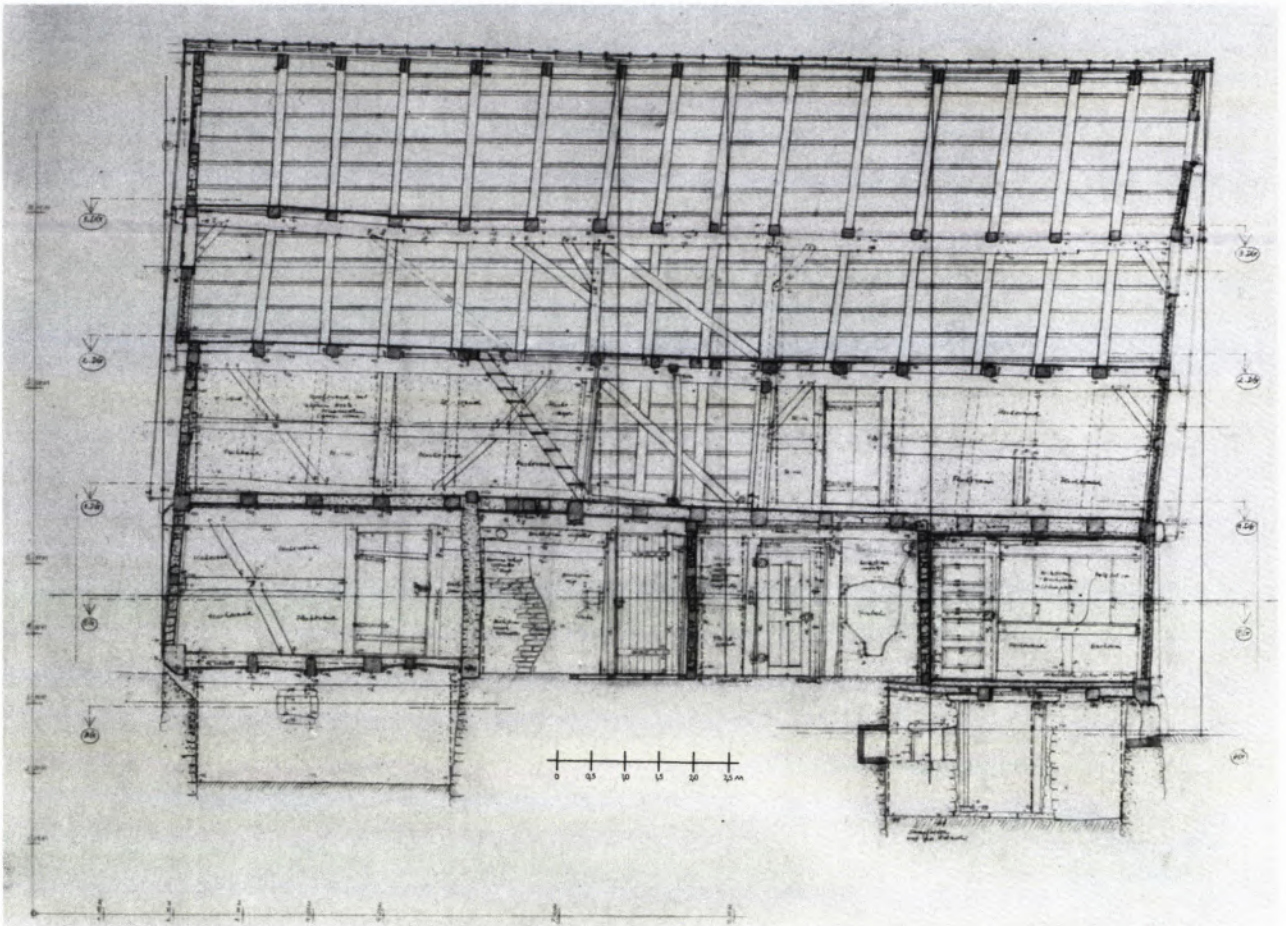
Die südliche Wohnstube

Die an der Südostecke gelegene Wohnstube war ursprünglich die einzige des untersuchten Hauses und quadratisch mit lichten Innenmaßen von ca. 5,60 × 3,60 m ausgelegt. Wie schon erwähnt, wurde bei dem späteren Umbau die alte, in der Binderebene III gelegene

Nordwand entfernt und durch eine ein Balkenfeld weiter südlich eingezogene Fachwerkwand ersetzt. Dabei wurden auch die Westwand, mit Ausnahme des Rähms und des Bereichs zwischen Schwelle und Pfette (Deckenbalken) im westlichen Teil der Südwand, sowie der südwestliche Eckständer mit dem mittlerweile üblich gewordenen Fachwerk renoviert.

Vom Bestand der ursprünglichen Wohnstube waren im vorgefundenes Zustand noch erhalten bzw. ablesbar: Das östliche Wandfeld der Südwand vom südlichen Ständer der mittleren Längswand des Hauses bis zum Wandständer westlich davon, welches wegen des sich westlich daran anschließenden, nicht aussteifbaren Feldes mit den südlichen Wohnstubenfenstern durch zwei mit dem Riegel überblattete Streben ausgesteift war. Dabei wurde der in den anderen Wänden zwischen die Streben gestellte Wandständer durch einen kurzen zwischen Riegel und Pfette gezapften Stiel ersetzt, um dem Flechtwerk bei der großen Spannweite zwischen den Streben im oberen Bereich der Außenwand mehr Halt zu geben.

An der Oberseite der südlichen Schwelle wurden im Bereich des Fensters drei 10 cm tiefe Zapfenlöcher gefunden: Ein mittleres senkrecht und zwei seitliche, schräg zur Mitte hin ansteigende, in die kurze Hölzer zur Unterstützung des Brust- bzw. Sturzriegels eingezapft gewesen sein dürften. Auch die Pfette in der Ebene der Deckenbalken lief bis zur Südwestecke durch, wo sie dem von Norden heranlaufenden, hier noch er-



8 FREITAGSHOF NR. 11. LÄNGSSCHNITT, BAUAUFNAHME.

haltenen Längsrähm aufgekämmt war. An ihrer Unterseite wurden keine 10 cm tiefen – also alten – Zapfenlöcher gefunden. An der Unterseite des noch original über der Westwand liegenden Rähms, das bis etwa zur Hausmitte noch erhalten, wenn auch nach Norden zunehmend unten abgebeilt und morsch war, fanden sich lediglich die Zapfenlöcher für den ehemaligen mittleren Wandständer und den Bundständer von Bund III. Spuren von schrägen Streben konnten hier nicht entdeckt werden. Die alte Schwelle der Westwand fehlte bis auf ein etwa 80 cm langes Stück gleich nördlich der Hausmitte. Über die ursprüngliche Ausbildung der Westwand sind damit nur spärliche Informationen erhalten geblieben.

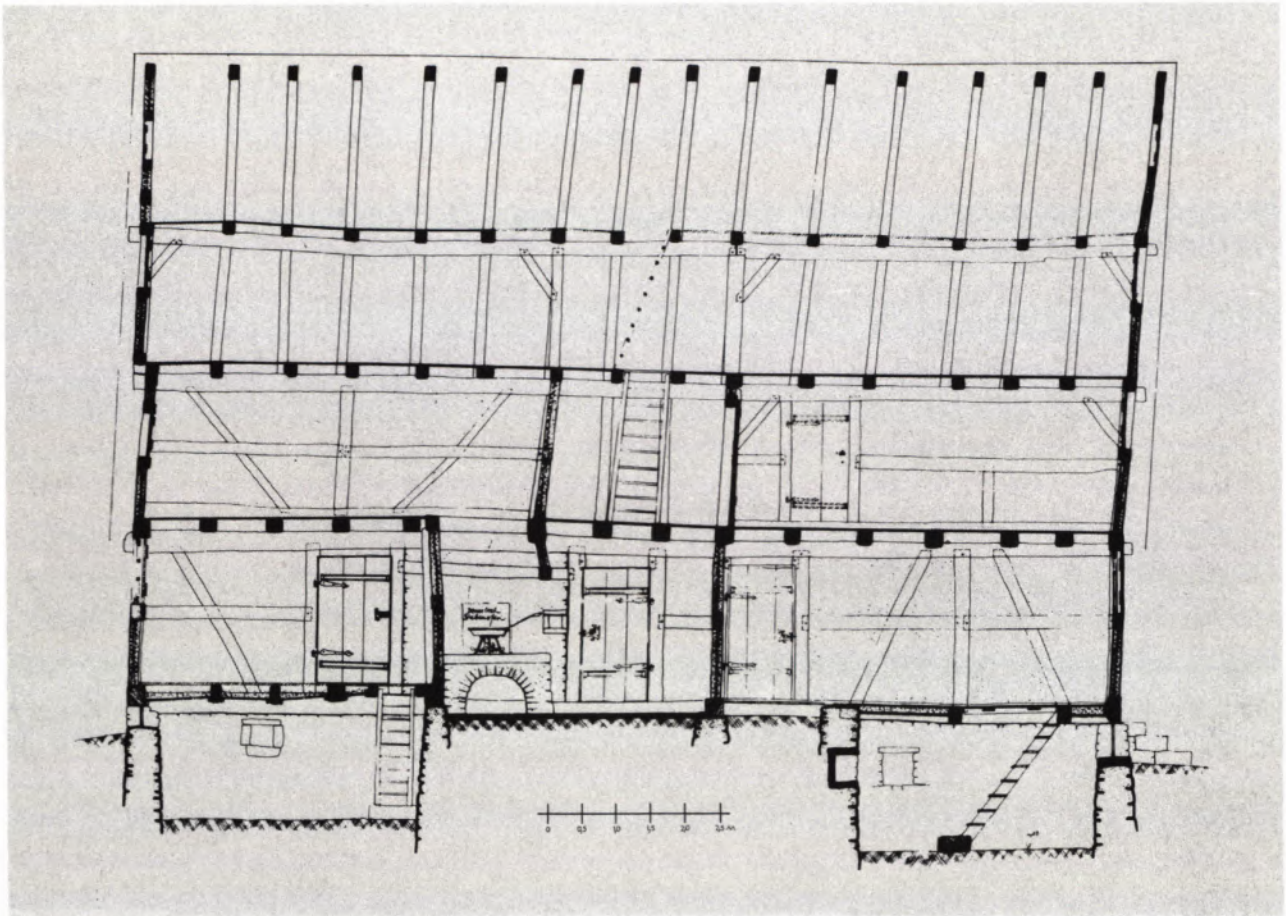
Dagegen war die Ostwand der Wohnstube noch völlig in ihrer originalen Ausprägung erhalten: Sie wurde durch die leicht aus ihrer Mitte nach Norden verschobene 100×180 cm große – originale? – Tür zur Schlafstube gegliedert, deren nach dort aufgehendes Blatt aus drei auf zwei waagerechte, gefaste Querhölzer genagelten senkrechten Dielen bestand und mit auf diesen befestigten, einfach verzierten Langbändern am südlichen Türständer angeschlagen war. Zur Wohnstube hin war das Blatt mit einem Blendrahmen aufgedoppelt, der nach dort den Eindruck von zwei eingestemmten Füllungen vortäuschte – auch war hier auf die Türständer ein Futter aus Brettern aufgenagelt. Die Türständer waren in Schwelle und Rähm eingezapft und zur Schlafstube hin gefalzt sowie durch einen Sturzriegel an der

Unterseite des Längsrähms miteinander verbunden. Auf der Ostseite des Blattes war auch noch das alte Türschloß vorhanden, das – nach seiner Machart zu schließen – im 18. wenn nicht sogar noch im 17. Jahrhundert geschmiedet worden war (s. Längsschnitt).

Der südliche Teil der Wohnstubenostwand war mit einem mittleren Riegel und überblatteter Strebe konstruiert sowie mit Flechtwerk ausgefacht, wie oben beschrieben.

Der nördliche Wandteil war ca. 35 cm stark mit Bruchstein ausgemauert und nahm unter einem Riegel, der vom nördlichen Ständer der Schlafstubentür zum südlichen Ständer der Küchentür 15–20 cm unter Unterkante Rähm verlief, das Ofenloch auf, durch das der nicht mehr vorhandene Stubenofen von der Herdstelle in der Küche aus geheizt wurde. Der ursprüngliche nordöstliche Ständer der Wohnstube war, wie an seinem Zapfenloch in der Unterseite des Bundbalkens von Binder III ablesbar war, ca. 15 cm westlich dieser Bruchsteinwand gestellt, um besser gegen die Feuerung hin isoliert zu sein; der Zwischenraum war wahrscheinlich mit Bruchstein ausgemauert. (Mehrere braun glasierte Klinker mit dem Format $25 \times 15 \times 5$ cm, die unter Oberkante Fußboden in diesem Bereich gefunden wurden, könnten Teile des ursprünglichen Stubenofens sein, der dann etwa ähnlich wie der bei Lohss auf Abb. 100 [vgl. Literatur] gezeigte ausgesehen haben dürfte.)

In der beim Umbau um 1800 eingezogenen neuen Nordwand der Wohnstube war ein ca. 15 cm weit aus-



9 LÄNGSSCHNITT, REKONSTRUKTION (ohne Korrektur der Verformungen).

kragendes eintüriges Wandschränkchen mit gefaster Schlagleiste, barocken Zierbändern und einem einfachen Federschloß in den oberen Teil der Wand eingelassen. Der obere Riegel endete stumpf an seinem Seitenbrett, weil das Kästchen höher als der Zwischenraum zwischen den Riegeln war und damit belegte, daß es ursprünglich über einem der mittleren Riegel in den ersten Wänden eingebaut war und damit zum Originalbestand gehörte.

Die vorgefundenen Außenwände nach Westen und Südwesten enthielten je zwei durch gleich breite Wandfelder voneinander getrennte Fenster mit Lichtmaßen von 80 cm Breite und 100 cm Höhe, innerem und äußerem Futter sowie daran angeschlagenen Klapppläden aus Brettern auf Querhölzern. Sie waren konstruiert wie oben im Kapitel „Spätere Änderungen“ beschrieben und mit Tuffstein ausgefacht und verputzt. Da an Unterkante der noch erhaltenen Pfette über der Westwand – wie schon erwähnt – nur Zapfenlöcher vorhanden waren, die neben den Bundständern einen mittigen Wandständer belegten, muß angenommen werden, daß die dazwischen liegenden Wandfelder analog der nach Süden gehenden westlichen Hälfte der Südwand mit je zwei Fenstern zwischen Brust- und Sturzriegeln ausgestattet waren.

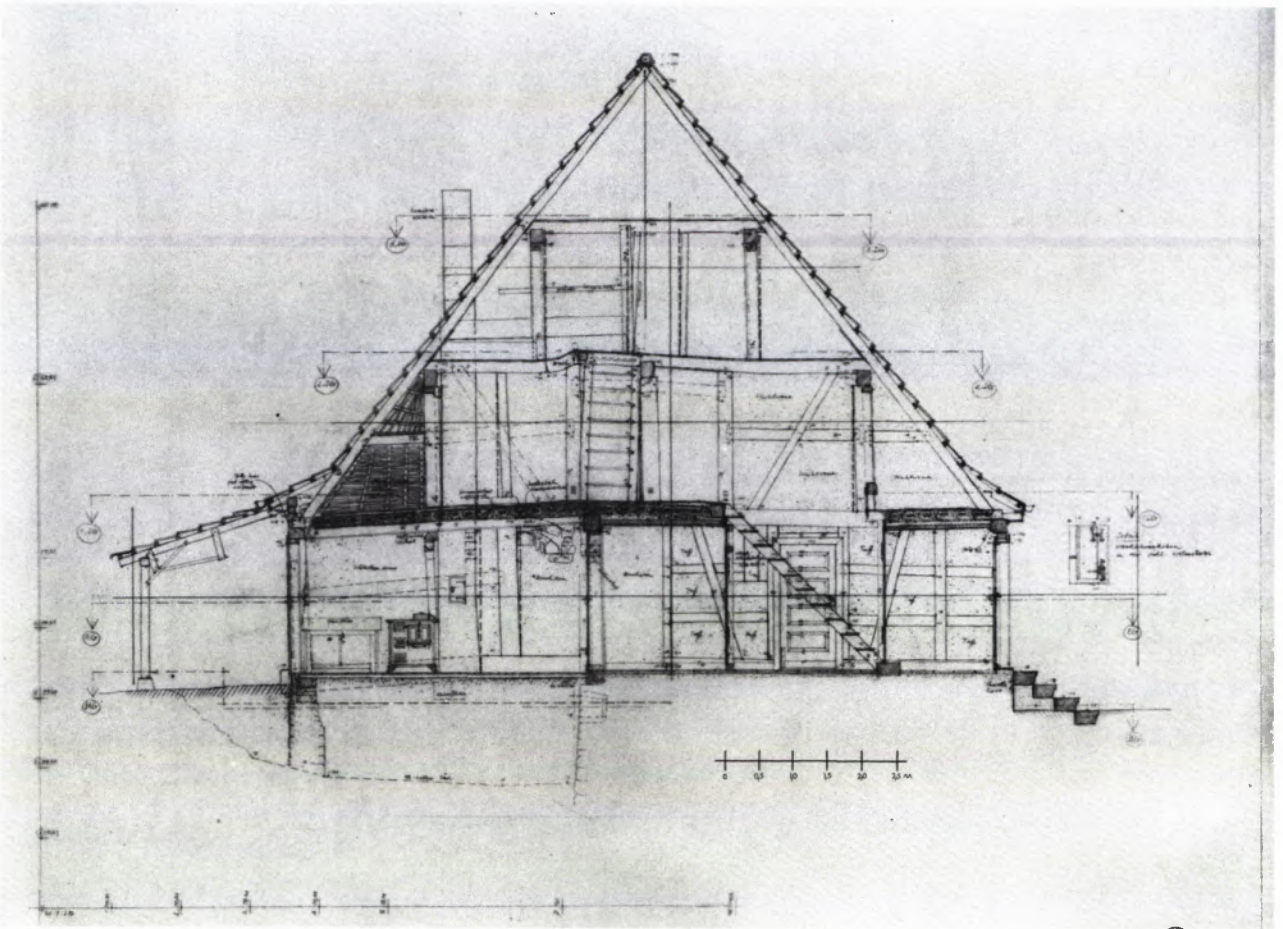
Der Fußboden bestand aus alten, in Gebäudequerrichtung liegenden Dielen auf Futterhölzern über dem Erdreich. Die Decke war – wahrscheinlich von der Erbauung an – mit Lehm-Stroh-Wickeln ausgefacht, die in

sorgfältig gearbeiteten Nuten eingeschoben waren, welche an der Ostwand endeten. Im Balkenfeld südlich Bund III, um das die neue Wand nach Süden gerückt wurde, und das ursprünglich auch über der Wohnstube lag, war zwischen den regulären Deckenbalken ein dritter Querbalken auf die Längspfetten aufgelegt, um die so entstehenden schmalen Deckenfelder durch eingeschobene Bretter zu schließen. Damit wurde wahrscheinlich bezweckt, die hier vom Ofen aufsteigende Warmluft mit Hilfe der geringen Wärmedämmung zum Überschlagen der darüberliegenden Kammer zu nutzen. Im vorgefundenen Zustand lag das Deckenfeld über dem Flur und war mit einer Lehmauflage nach oben isoliert. Der Raum war im vorgefundenen Zustand nicht mehr möbliert, dürfte aber sehr wahrscheinlich nach dem gewohnten Schema mit diagonal dem Ofen gegenüberliegenden Tischeck eingerichtet gewesen sein, von dem aus der Hof im Westen und der südliche Garten überblickt werden konnten.

Die südliche Schlafkammer

Die ca. 4,10 × 4,10 m große, ursprünglich einzige Schlafkammer des Hauses an der Südostecke des Erdgeschosses ist kaum verändert erhalten geblieben. (Vgl. Grundriß EG, Längsschnitt.)

An der Ostwand fand sich noch die alte Wandausprägung mit mittlerem Wandständer, Riegel, mit ihm überblatteten Streben und Ausfachtung mit lehmbevorzogenem Flechtwerk. Wie etwa 100 cm lange Nuten an Un-



10 FREITAGSHOF NR. 11. QUERSCHNITT, BAUAUFNAHME.

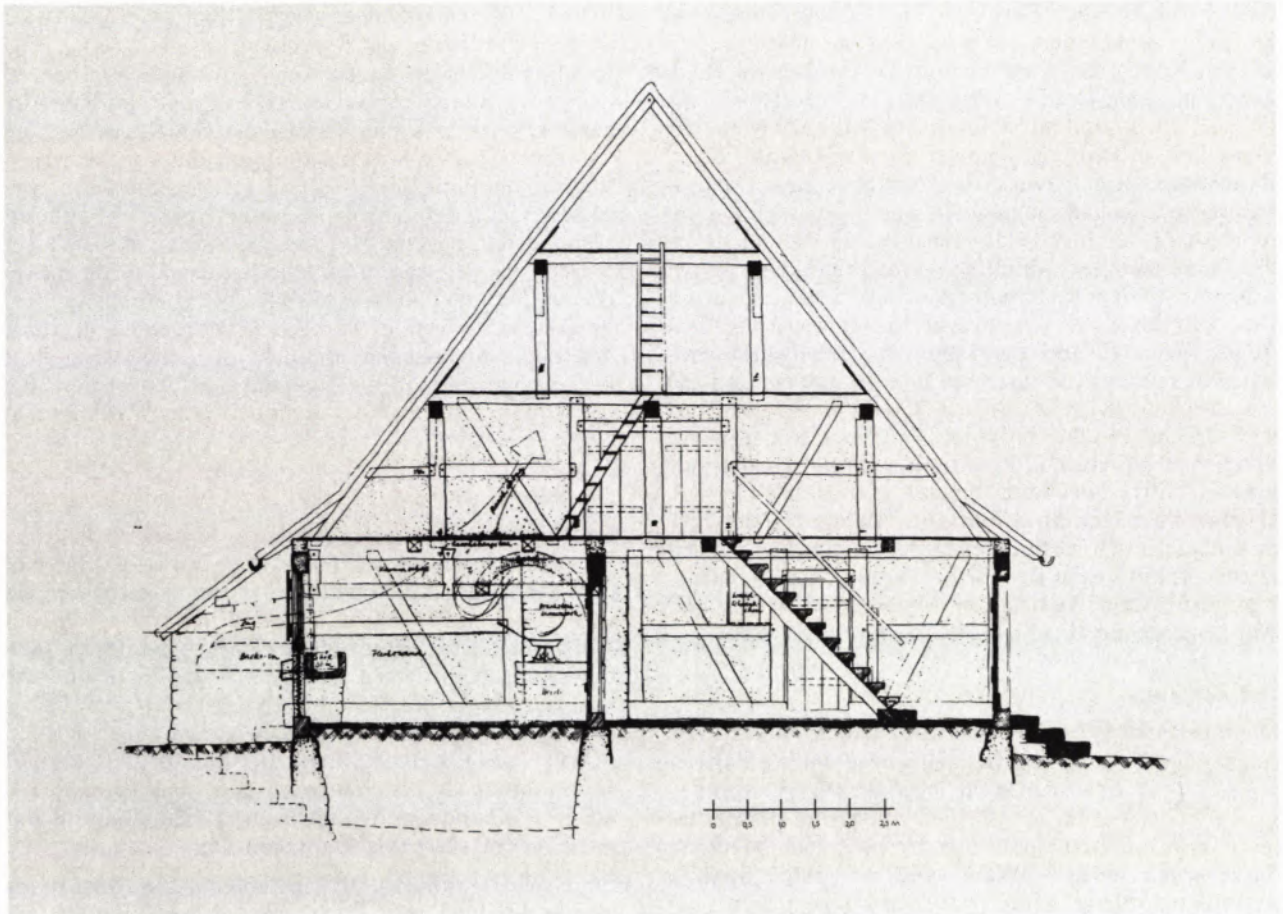
11 BLICK IN DIE KÜCHE, Zustand bei der Bauaufnahme.



terkante Rähm zu beiden Seiten des Wandständers zeigten, waren die etwa 50×75 cm großen Fenster durch horizontale Schiebeläden verschließbar, ebenso die ursprünglichen Fenster der Südwand. Im vorgefundenen Zustand waren die Fensteröffnungen mit Bruchstein ausgemauert.

Die in der Mitte des fünften Balkenfeldes von Süden eingezogene Nordwand zur Küche hin war im westlichen Bereich bis zur Längswand wegen der Herdstelle, die ursprünglich wahrscheinlich in der Südwestecke der Küche gelegen hatte, in Bruchstein gemauert. Die Steinausfachung diente neben der Isolierung des offenen Herdfeuers sinnvollerweise auch als Wärmespeicher für die Schlafstube. Zwischen den Deckenbalken über der Schlafkammer wurden keine Spuren einer ehemaligen Ausfachung mit Lehmwickeln gefunden, so daß angenommen werden kann, daß der obere Abschluß gegen die südöstliche Dachkammer, deren Raumtemperatur auch im Winter wegen des Rauchabzugkastens wahrscheinlich ständig überschlagen war, nur aus einer Bretterlage bestanden hatte.

Der Fußboden bestand aus einer Lage breiter, alter, in Firstrichtung verlegter Dielen auf den Deckenbalken über dem darunterliegenden Keller. Die Balkenfelder der Kellerdecke waren an ihrer Unterseite mit auf Laternen aufgelegten Brettern ausgefacht und der Zwischenraum mit Spreu und anderem Isoliermaterial gefüllt. An der nordwestlichen Ecke der Schlafkammer führte unter einer 150×75 cm großen, an der Schwelle der



12 QUERSCHNITT, REKONSTRUKTION.

Küchenwand angeschlagenen ehemaligen Falltür mit ausgewechseltem Treppenloch eine – nicht mehr vorhandene – Stiege hinunter in den Keller. Nach Angaben von Herrn J. Schmid war bis zum Anfang unseres Jahrhunderts an der Südostecke vor der Ostwand ein Aborthäuschen („Heimle“) über einer Grube aufgestellt. Vielleicht hat diese Grube zum Absinken der Grundmauern in diesem Bereich beigetragen. Im vorgefundenen Zustand war vor der gesamten Ostwand ein von einer Pfette auf zwei Ständern getragenes etwa 2,50 m breites Vordach aufgestellt, das auch die von Osten herunterführende Außentreppe in den Keller abdeckte, der wohl als Lagerraum oder Hühnerstall genutzt wurde. Für eine Interpretation des Raumes als „Dunke“ (halbunterirdischer Webraum), deren Fußboden 10–20 cm tiefer gelegen haben könnte, fehlt – im Gegensatz zum nördlichen Keller – ein Fenster.

Die südliche Küche

Nördlich der Schlafkammer lag im östlichen Längsschiff des Hauses die Küche der südlichen Wohnung. (Vgl. Grundriß EG, Längsschnitt.) Sie war ursprünglich die einzige des Hauses und hatte damals eine um ein nördliches Balkenfeld größere Grundfläche als die vorgefundene, die quadratisch mit einer Seitenlänge von etwa 4,10 m und damit genauso groß wie die der Schlafkammer war. An der Unterseite des Bundbalkens III waren im Bereich der Küche ebenfalls Kerben für Stickstecken vorhanden, jedoch keine Zapfenlöcher,

sondern nur eine mittige, schwalbenschwanzförmige (nach oben breiter werdende) Blattsasse an der Nordseite dieses Balkens, die zeigte, daß über ein hier eingehängtes senkrecht Zwischenholz ein waagerechter Balken etwa 45 cm unter dem Bundbalken als untere Begrenzung einer Rauchschürze aufgehängt war, die aus Flechtwerk mit Lehmbewurf bestand. Sie lief von der Westwand, wo sie in den Riegel über dem Ofenloch eingezapft war, bis zu dem an der Blattsasse hängenden Holz und von dort bis zur Ostwand durch, wo sie mit einem ähnlichen Hängeholz über dem Backofen an Bundbalken III aufgehängt war.

Die Konstruktion der südlich gelegenen Herdwand ist schon im Zusammenhang mit der südlichen Schlafkammer beschrieben. Reste des alten Herdes wurden nicht gefunden, aber wahrscheinlich war dieser in der bruchsteingemauerten Südwestecke der Küche vor der Mündung des Stubenofens aufgemauert, in dem zum Teil wahrscheinlich auch gekocht wurde. Die obere Begrenzung des Ofenloches war im Bereich der Wand zur Wohnstube um etwa 35 cm zur Küche hin nach oben gezogen und endete dort in einer Höhe von etwa 170 cm über dem vorgefundenen Fußboden.

Etwa 40 cm östlich dieser Wand begann gleich hoch auf der Bruchsteinmauer zur Schlafstube hin eine auf 60 cm etwa 30 cm ansteigende, nach oben gebogene Fugenlinie zwischen den Bruchsteinen, die eine gewölbte – wahrscheinlich aus lehmbeworfenem Flechtwerk ge-

bildete – ehemalige „Hurd“ (= Funkenfang) andeutete. Sie hatte die Aufgabe, den von Herd und Ofen aufsteigenden Rauch zu sammeln und die Funken unschädlich zu machen. Der beim Entlangstreichen etwas abgekühlte Rauch quoll dann unter dem östlichen Rand der Hurd hervor und zog – später eventuell durch einen Rauchkasten im teilweise bewohnten ersten Dachgeschoß – zum Dachraum ab, von wo er sich nach Durchräucherung des hier gelagerten Getreides dann durch die Dachluken nach draußen verflüchtigte. Die lichten Innenmaße des Rauchabzugsloches ließen sich mit 145 × 130 cm an den Auswechselungen zwischen dem Bundbalken III und der Pfette der Herdwand, zwischen denen der Kaminschoß lag, etwa 100 cm und 250 cm östlich der Küchenwestwand ablesen. Auf der Hurd und Ofen gegenüberliegenden Seite des Rauchfanges durchstieß ein etwa 175 cm breiter und 200 cm tiefer, innen bündiger Backofen die südliche Hälfte der Küchenostwand, wie an seinem im Außenbereich unter der Wand noch vorhandenen Fundament abgelesen werden konnte. Sein Rauch zog ebenfalls durch das beschriebene Rauchloch in der Mitte zwischen den beiden Feuerstellen ab.

Der Dachraum

Die Bühnenkammern wurden im Originalzustand – mit Ausnahme der nach Nordwesten gelegenen, wo das wegen des Treppenaustrittes nicht möglich war – von der Laube (mittiger Flur im DG) aus jeweils an der mittleren Längswand betreten, die in der südlichen Querzone durch einen mittigen Wandständer, schräge Streben und einen mittleren Riegel – wie oben beschrieben – gegliedert war. Jede der vier Kammern erhielt von der Giebelwand her durch zwei mittig zwischen den Bundständern auf beiden Seiten der Wandständer angeordnete etwa 50 × 50 cm große Fenster Licht, die durch in Fälzen mit vorge nagelten Brettern laufende Horizontal-Schiebeläden zwischen Riegel und Pfette verschließbar waren. Die Fußböden der Bühnenkammern bestanden aus in Firstrichtung verlegten breiten Dielen, die durch Nut und Feder untereinander abgedichtet waren. In der nordwestlichen und nordöstlichen Kammer waren an die Innenseite der Sparrenfüße etwa 30 cm hohe Bretter angenagelt, die darauf hindeuteten, daß hier Korn gelagert wurde. Die Zwischenräume zwischen den Sparren waren nicht mit Lehmwickeln isoliert – wahrscheinlich hielt man die Wärmedämmung durch das Strohdach, das für den Originalzustand angenommen werden kann, für ausreichend. Die südwestliche Bühnenkammer über der ursprünglichen Wohnstube, deren nördlicher Teil (außerhalb der neuen Kammer) durch die erwähnten Deckenbretter über dem Stubenofen im Winter leicht überschlagen gehalten werden konnte, war wohl schon von Anfang an bewohnt – etwa von Kindern oder Dienstleuten. Ihre neuen Wände bestanden aus aufrecht stehenden Klinkern unter 5–10 cm Putz mit einer Aussteifung aus 10 × 10 cm starken hölzernen Stielen. Sie war mit einem Vorderladeofen heizbar, wie eine 48 × 20 cm große Steinplatte mit einem mittigen runden Loch von 15 cm Durchmesser belegte, die im dritten Balkenfeld nördlich der Südgiebelwand an der Ostkante des Rähms auf zwei eisernen Schlaudern auflag. Auf ihm stand ursprünglich ein etwa 2,50 m hoher Kamin, der den von unten durch ein Ofenrohr eingeleiteten Rauch übers Dach führte. Das 2. Dachgeschoß, im vorgefundenen Zustand nur durch die neuere Mittelrennwand aus Brettern gegliedert, wurde im wesent-

lichen als Kornboden genutzt, wie durchlaufende, über dem Fußboden an die Sparren genagelte Bretter zeigten. Der durch die Ritzen vom 1. Dachgeschoß heraufdringende Rauch konservierte die Frucht und hielt Ungeziefer fern. Das Firstdreieck des Südgiebels war im Gegensatz zu den darunterliegenden geflochtenen Wandfeldern mit Bruchstein ausgefacht und schien mit seinem Gefüge ohne jedes schräge Holz nicht zum ursprünglichen Bestand zu gehören. Man wird es sich am ehesten wie den noch original erhaltenen Nordgiebel in diesem Bereich, wo im Brüstungsfeld ebenfalls ein Andreaskreuz verwendet wurde, vorstellen müssen, wobei das oben entstehende Dreieck möglicherweise nicht ausgefacht war und als Rauchabzugsloch gedient haben könnte. Spuren eines Krüppelwalms wurden nicht beobachtet.

Zusammenfassung

Das hier dargestellte Haus stellt sehr anschaulich den Entwicklungsschritt der Fachwerkausprägung dar, mit dem sich das Bauernhausgefüge im Albtraufbereich vom 16. zum 17. Jahrhundert hin veränderte: In der Nord-, Ost- und Westwand des Freitagshofes werden die schrägen Streben von Schwelle zu Pfette und die mittigen Riegel des 16. Jahrhunderts zwar noch beibehalten, aber die Ständer werden schon enger gestellt, und im Südgiebel treten die für den Beginn des 17. Jahrhunderts charakteristischen kopf- bzw. brustriegelhohen Fußbänder zur Aussteifung der Ständer und einzelne Andreaskreuze als einfache Zierformen auf.

Beim Wiederaufbau wären in einem Freilandmuseum gleichzeitig auch zwei Formen von bäuerlichen Hofanlagen in unserem Raum repräsentiert:

Der Haken- oder Paarhof, wie er am ursprünglichen Freitagshof durch die nach Westen über Eck gestellte Stallscheuer entstand.

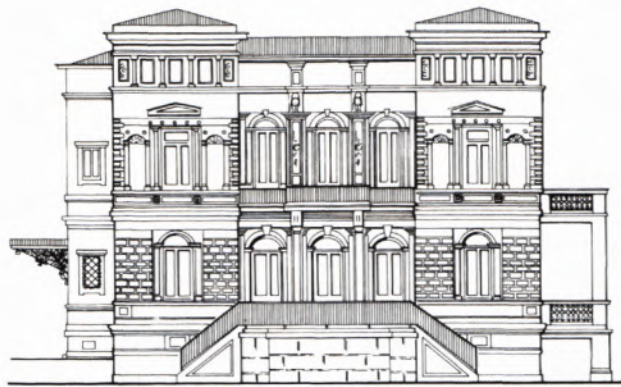
Das hier weitgehend unbekanntes Hakenflurhaus mit teilweise giebelseitiger Erschließung, für das in der Literatur über unseren Raum nur bei Lohss ein Grundrißbeispiel aus Märzingen im Ries angeführt wird.

Häuser mit rein giebelseitiger Erschließung, aber völlig anderer Grundrißauslegung, finden sich auch in Bissingen/Teck und in den Weinbaugenden des Remstales (s. A. Schahl, Bauformen der Weingärtnerlandschaft im Rems- und Wieslaufal).

Literatur:

- K. Bedal: Historische Hausforschung, Münster 1978.
- O. Gruber: Bauernhäuser am Bodensee, Konstanz und Lindau 1961.
- M. Lohss: Vom Bauernhaus in Württemberg, Heidelberg 1932.
- H. Kolesch: Das altoberschwäbische Bauernhaus, Tübingen 1967.
- D. Schäfer: Das Bauernhaus im deutschen Reich und seinen Grenzgebieten, Text- und Tafelband, 1906.
- A. Schahl: Fragen der Fachwerkforschung in Südwestdeutschland, Stuttgart 1967.
- Ders.: Die Bauformen der Weingärtnerlandschaft im Rems- und Wieslaufal. In: Schwäbische Heimat 1951, S. 184–188.
- B. Schier: Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, Göttingen 1966.

*Johannes Gromer
Wacholderholz 18
7150 Backnang*



1 GARTENFASSADE.

Joachim Göricke: Zur Wiederherstellung einiger Räume in der Landfriedsches Villa in Heidelberg

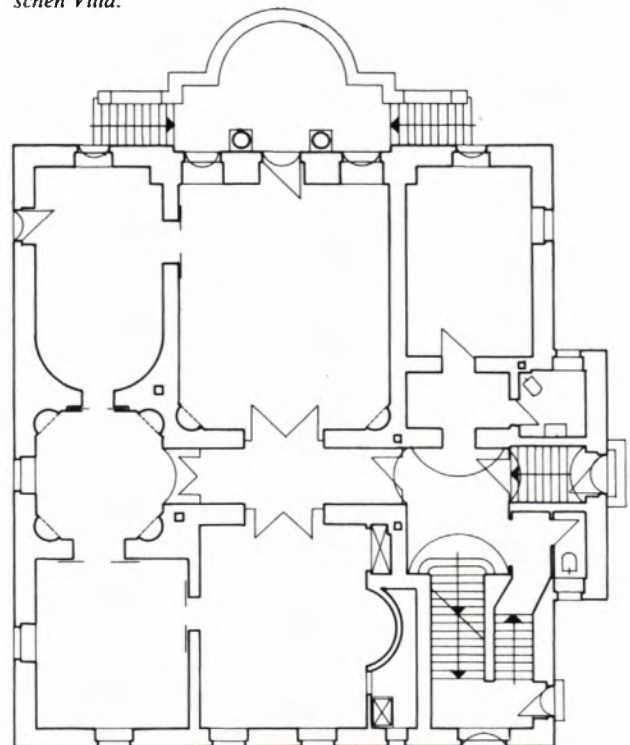
Bei notwendigen Renovierungsarbeiten im Erdgeschoß des Gebäudes Gaisbergstraße 40 sind unter den abgehängten Decken und verkleideten Wänden die ursprünglichen Wand- und Deckendekorationen wieder freigelegt worden.

Die ehemals Reichenheimsche, später Landfriedsches Villa ist in den Jahren um 1890 von dem Heidelberger Architekten Fritz Seitz errichtet worden. Fritz Seitz (1851–1929) hatte am Karlsruher Polytechnikum zwischen 1867 und 1871 bei Hochstetter, Lang und Heinrich studiert. Nach Wettbewerbserfolgen (2. Preis Kurhaus Bad Schwalbach) arbeitete er in Wiesbaden, ging 1873 zum Bahnbau nach Schwetzingen und ließ sich dann in Heidelberg nieder, wo er als Privatarchitekt Wohnhäuser und Villen errichtete. Neben Fabrikbauten bei Schweinfurt, die ihm eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit brachten, sind insbesondere seine Privathäuser in Günterstal bei Freiburg und die Villen Lobstein und Reichenheim (Landfried) sowie Kleinschmidtstraße 38 in Heidelberg Zeugen seiner Baukunst, die stark von Einflüssen italienischer Landhäuser des Cinquecento lebt. Seitz ist auch als Mitherausgeber der berühmten Bauaufnahme des Heidelberger Schlosses, die 1897 unter dem Titel „Das Heidelberger Schloß“ bei Bergsträsser in Darmstadt erschien (gemeinsam mit Julius Koch), in die Annalen der Baugeschichte eingegangen.

Zu Beginn der Wiederherstellungsarbeiten im Februar 1982 zeigte sich folgendes Bild: Die Decken waren bis ca. 1,5 m unter ihrem tatsächlichen Niveau mit Dämmplatten abgehängt. Im südöstlichen Raum waren in gleicher Weise die Wandflächen und der plastische Stuck über dem Kämpfergesims sowie die östliche Tür zugesetzt. Die Konchen im südöstlichen Raum waren zu Wandschränken umgebaut. Zur Befestigung der Decken war ein Rahmengerüst aus Holz eingebaut. Die wandseitigen Dämmplatten waren direkt auf den Stuck genagelt. Die Wände im südwestlichen Raum waren mit Rauhfasertapete bedeckt; auch die Bespannung der Füllungen zwischen dem Holzwerk war so tapeziert. Nicht verkleidete originale Oberflächen waren mit Dispersionsfarbe bzw. Kunstharzlack überstrichen; nur schmale Streifen von Stuckmarmor und das Holzwerk im südwestlichen Raum waren vom originalen Bestand noch sichtbar.

Bei der Abnahme der Verkleidungen wurde darauf geachtet, daß die Befestigungspunkte nicht noch zusätzlich belastet wurden; die Platten und Rahmen mußten so herausgenommen werden, wie man sie eingebaut hatte. Hierdurch wurden die Verankerungen Schritt um Schritt entlastet, so daß ein Weitersplittern des Stucks vermieden wurde. Ebenso behutsam wurde bei der Beseitigung der Aufputz-Installationen verfahren. Beim Abnehmen der Tapeten im südwestlichen Raum fand sich ein gemalter Fries unterhalb des Deckenprofils. Der zutage getretene Stuck war mit Ölfarbe und Goldbronze gefaßt. Die Malereien waren in Ölfarbe ausgeführt. Der Originalbestand war fast komplett erhalten; leider war ausgerechnet die Wandmalerei im SW-Raum durch unter Putz gelegte Kabel an besonders bildwichtigen Teilen gestört. Alle alten Oberflächen waren stark verschmutzt; Reste von Firnis, Ruß und Kondensflüss-

2 GRUNDRISS DES ERDGESCHOSSES der Landfriedsches Villa.





3 und 4 WESTLICHER RAUM.
Links vor der Wiederherstellung. Rechts Blick auf die wiederhergestellte Decke.

sigkeit unterdrückten die Farbigkeit. Mit einer Kombination von milden Putz- und Lösungsmitteln ließ sich der Schmutz entfernen. Im südöstlichen Raum mußte der Stuckmarmor mit Abbeizer freigelegt werden, ebenso die Blattfriese zu seiten der ostwestlichen Verbindungstüren.

Die Wiederherstellungs- ebenso wie die Freileigungsarbeiten erfolgten von März bis Mai 1982. Abgebrochene Teile des Stucks wurden wieder angefügt, fehlende ergänzt (so mußten z. B. 12 Stuckblümchen nachgegossen werden). Einige Risse ließen sich nicht zufriedenstellend schließen, da sie auf statische Ursachen zurückzuführen sind, die ihrerseits bei den Stuckprofilen zu Verwerfungen führten. Beim Stuckmarmor mußten zuerst alle älteren Ausbesserungen herausgeschlagen werden, da sie in Struktur und Ton nicht zur Scagliola paßten. Die Verletzungen in den glatten Flächen der Gemälde

wurden verkittet und geschliffen. Alle Ausbesserungen wurden zwei- bis vierfach mit Schellack isoliert und farbig retuschiert. An einigen Stellen war die Ölfarbe aufgesprungen. Die Blasen wurden mit dem Heizspachtel niedergelegt. Alle mit Ölfarbe gefaßten und bronzierten Teile wurden mit Firnis überzogen; die Stuckmarmor-Oberflächen wurden mit Bienenwachs poliert.

Die als Büroräume genutzten Zimmer zeigen heute wieder den Glanz der „Gründerjahre“. Sie bewahren damit ein Symbol großbürgerlicher Lebens- und Repräsentationskunst.

*Dr. Joachim Göricke
Staatliches Hochbauamt Mannheim
Außenstelle Heidelberg
Sofienstraße 21
6900 Heidelberg*



5 DER WESTLICHE RAUM nach der Wiederherstellung.



1 NEUE KUNSTSTOFFFENSTER an einem Haus in der Heidelberger Hauptstraße.

Das Verwaltungsgericht entscheidet Fenster-Urteil des Verwaltungsgerichts Karlsruhe

An zwei Barockhäusern in der Heidelberger Hauptstraße wurden 1983 ohne eine denkmalschutzrechtliche Genehmigung die teilweise noch vorhandenen Fenster mit einer Gliederung des 18. Jahrhunderts durch neue Isolierglasfenster mit Kunststoffrahmen, glattem Kämpfer und schmaler mittlerer „Schwindel-Sprosse“ ersetzt, für ein drittes Haus des gleichen Eigentümers waren entsprechende einflügelige Fenster bereits angeliefert.

Unter Hinweis auf die Kulturdenkmaleigenschaft der Gebäude und auf den Umgebungsschutz der benachbarten Jesuitenkirche erfolgte eine Baueinstellungsverfügung nach § 7 Abs. 1 DSchG durch die Untere Denkmalschutzbehörde mit anschließender Verplombung der bereits angelieferten Fenster, als die Arbeiten trotzdem fortgeführt wurden.

Das Regierungspräsidium Karlsruhe wies den daraufhin vom Eigentümer vorgebrachten Widerspruch als unbegründet zurück. Der Eigentümer verklagte schließlich die Stadt Heidelberg vor dem Verwaltungsgericht in Karlsruhe und beantragte, die Baueinstellungsverfügung der Stadt und den Widerspruchsbescheid des Regierungspräsidiums aufzuheben. Zur Begründung machte er geltend, daß die Gebäude nicht ausdrücklich unter Denkmalschutz gestellt worden seien. Außerdem verstoße das Verbot des Einbaus von Kunststofffenstern gegen den Gleichbehandlungsgrundsatz, da in der Stadt Heidelberg bereits wiederholt Kunststofffenster zugelassen worden seien. Schließlich sei er bereit, durch weitere nachträglich angebrachte Unterteilungen mit Kunststoffsprossen das erwünschte Erscheinungsbild herzustellen.

Die Klage wurde nach Ortsbesichtigung und Verhandlung in Karlsruhe am 29. November 1983 abgewiesen.

Diese Gerichtsentscheidung dürfte allgemeines Interesse finden. Sie bestätigt die Rechtmäßigkeit der bisherigen Praxis in Heidelberg, entweder die alten, zur Bauzeit des Hauses gehörenden Fenster zu erhalten, oder wo dies technisch nicht möglich ist, neue in Form und Material den historischen Fenstern gleichende Fenster nachbauen zu lassen. Im folgenden seien die wesentlichen Gesichtspunkte des Urteils (Az.: 3K193/83) festgehalten: Die Äußerung des Klägers, daß die Gebäude nicht ausdrücklich unter Denkmalschutz stünden, wird

vom Gericht nicht anerkannt; zur Begründung der Schutzwürdigkeit eines Kulturdenkmals bedürfe es keiner konstitutiven Behördenentscheidung, denn sie ergebe sich unmittelbar aus § 2 des Denkmalschutzgesetzes BW. Auch eine früher erfolgte Veränderung der Erdgeschosse mit großflächigen Schaufenstern hebe die Denkmaleigenschaft der übrigen Teile der Gebäude nicht auf, zumal durch die Stadt Heidelberg in der Altstadt inzwischen stilwidrig renovierte Häuser im Zuge von Sanierungsmaßnahmen dem ursprünglichen Baustil entsprechend wieder geändert würden.

Die Verfügung der Stadt Heidelberg, den Einbau von einflügeligen Kunststofffenstern anstelle der vorhandenen vierflügeligen, mit Sprossenteilung und profilierten Kämpfern versehenen Holzfenster einzustellen, sei rechtlich nicht zu beanstanden; der Einbau der Kunststofffenster sei formell und materiell rechtswidrig gewesen. Das Erscheinungsbild der Kulturdenkmale werde durch die neuen einflügeligen Kunststofffenster mit glattem Kämpfer und senkrechter dünner Mittelsprosse in der Isolierglasscheibe beeinträchtigt. Dabei sei der dokumentarische Charakter des Bauelements „Fenster“ als wesentlicher Bestandteil der Baugestalt und als Zeugnis der Handwerksgeschichte verlorengegangen. „Die neuen Fenster haben mit den ursprünglichen Fenstern sowohl nach dem Material als auch nach der Bauweise und Gestaltung als auch nach ihrem Erscheinungsbild insgesamt nichts mehr gemein. Sie sind aus Kunststoff, während die alten Fenster aus Holz gefertigt waren ...“.

Die Gebäude stehen teilweise im Umgebungsbereich der Jesuitenkirche eines Kulturdenkmals gemäß § 12 des Denkmalschutzgesetzes BW. Im Urteil wird hierzu ausgeführt:

„... das Denkmal wird positiv wie negativ durch seine Umgebung geprägt. Es ist durch sie bedingt und ohne diese nicht vorstellbar. Denkmalschutz umfaßt daher auch die Erhaltung der historischen Umgebung, d. h. der Umgebung, die geschichtlich in Beziehung zu dem Denkmal steht und sozusagen mit ihm gewachsen ist. Für die Umgebung der Jesuitenkirche bedeutet dies, daß die Barockgebäude von wesentlicher Bedeutung für deren Erscheinungsbild sind ... (siehe § 15 Abs. 3 DSchG BW). Es muß eine weitere Verschlechterung der



2 ALTES UND NEUES FENSTER:
Links ein altes Fenster, das aber bereits
in früherer Zeit die unteren 2x2 Spro-
ssen verloren hat, rechts ein neues Kunst-
stofffenster. Aufnahme 1984 in der Hei-
delberger Hauptstraße.



3 POSITIVES BEISPIEL: Heidelberg,
Schulstraße 2, neben der Jesuitenkirche,
ein Universitätsgebäude. Es wurde vom
Land Baden-Württemberg instand ge-
setzt. Eine entsprechende Fensterteilung
hatte auch an den beiden Gebäuden (vgl.
oben) in der Hauptstraße bestanden.

Umgebung der Jesuitenkirche verhindert und die Möglichkeit der Wiederherstellung der ursprünglichen Umgebung offengehalten werden.“

Zum Gleichbehandlungsgrundsatz wird ausgeführt: „In derartigen Fällen handelt die Denkmalschutzbehörde nicht ermessensfehlerhaft, wenn sie – wie hier – aufgrund eines gewandelten Denkmalschutzverständnisses ab einem bestimmten Zeitpunkt die strikte Einhaltung der entsprechenden Vorschriften durchzusetzen versucht. Es ist anerkannt, daß die Behörde an eine bisher geübte und insoweit ermessensbindende Verwaltungspraxis nicht mehr gebunden ist, wenn die Abweichung

– wie hier – Ausdruck einer neuen, generell geänderten Verwaltungspraxis ist.“

Das Urteil stellt eindeutig fest, daß das Erscheinungsbild eines Kulturdenkmals wesentlich von Einzelheiten der Fassade, hier von der Art der Fenster bestimmt wird. Mit ihm werden aber auch die jahrelangen Bemühungen der Denkmalschutzbehörden um die denkmalpflegerisch überzeugendste Lösung bei der Sanierung historischer Fenster gewürdigt; auf die Erfolge auf diesem Gebiet innerhalb der Altstadt von Heidelberg weist das Gericht ausdrücklich hin.

Peter Schubart

Buchbesprechung

Sven Schütte u. a.: 5 Jahre Stadtarchäologie – Das neue Bild des alten Göttingen. Göttingen 1984

Josef Diel: Die Tiefkeller im Bereich Oberlinden – Zeugnisse der baulichen Entwicklung Freiburgs im 12. und 13. Jahrhundert. Stadt und Geschichte – Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br., Heft 2, Freiburg 1981.

In einer seit dem Mittelalter bestehenden Stadt ist die materielle Überlieferung, wie sie in den Bauwerken manifestiert und im Boden verborgen ist, eine ebenso wichtige Kollektion von Quellen wie die schriftliche, in Urkunden fixierte Überlieferung. Der materielle Befund ist dabei unter Umständen authentischer, direkter als der schriftliche und deckt vor allem auch andere Lebensbereiche ab; beide Quellengruppen ergänzen und erklären einander.

Ein in der Praxis bedeutsamer Unterschied besteht darin, daß schriftliche Originalquellen – je älter, desto geschätzter – in Archiven optimal konserviert werden, während die in situ befindlichen materiellen Quellen in aller Regel ein riskantes Dasein fristen: Abbruch oder „Sanierung“ von Bauten, Neubau von Tiefgaragen, Anlage von Leitungsgräben sind nur einige der Gefahren, denen diese Quellengruppe täglich ausgesetzt ist und scheinbar zum Opfer fällt – sicher weit häufiger aufgrund von Ahnungslosigkeit der Zerstörer als aufgrund von bewußter Mißachtung oder gar Böswilligkeit.

Neben der Dokumentation im Einzelfall sind die Information über diese verborgenen Quellen und die Sensibilisierung für ihre Aussagekraft und Bedeutung die wichtigsten Mittel zu deren Verteidigung, die der archäologischen Denkmalpflege zur Verfügung stehen. Vor diesem Hintergrund ist die Publikation von S. Schütte und das Projekt, dessen vorläufige Ergebnisse geschildert werden, ein wichtiger, vorbildhafter Schritt. Die dem Städtischen Museum Göttingens angegliederte Archäologische Stadtkernforschung gibt hier einen Überblick über die weitgespannten Aktivitäten, mit denen in den letzten fünf Jahren die Aussage materieller Quellen in der Stadt Göttingen dokumentiert und wissenschaftlich aufbereitet worden ist.

Angesichts der Vielzahl der Themen, die in der Publikation von Fachleuten verschiedener Disziplinen behandelt worden sind, wäre es vermessen, auf das präsentierte Material und die gebotenen Deutungen detailliert eingehen zu wollen. Der Fleiß der Göttinger Stadtarchäologen in den letzten Jahren wird schon durch das Plan- und Bildmaterial unmittelbar deutlich gemacht: Im Übersichtsplan sind rund fünf Dutzend Orte eingezeichnet, an denen Grabungen oder Bauuntersuchungen vorgenommen wurden – im Schnitt etwa eine pro Monat über den Berichtszeitraum. Daß die Ergebnisse nicht – wie den Bearbeitern angesichts dieser Frequenz nicht zu verdenken wäre – „for future reference“ im Aktenschrank verschwanden, sondern aufbereitet worden sind, belegen die allgemeinverständlichen, kurz gehaltenen Aufsätze und vor allem die vielen ausgearbeiteten Pläne und die Umzeichnungen der vielen Einzelfunde. Allerdings hätte der Gesamtzusammenhang der Themen durch eine einleuchtendere, systematischere Gliederung wohl klarer herausgearbeitet werden können, etwa nach den Obergruppen Stadtstruktur (Straßenführung; Parzellengliederung), Bausubstanz (mit ihren verschiedenen Gattungen), unterirdische Befunde (Stratigraphie; Artefakte; menschliche Überreste) sowie methodische Betrachtungen.

Problematisch sind immer Versuche, einem Baubefund – mag es sich um die Fassade einer Kathedrale oder den Grundriß einer Stadt handeln – inwohnende Formgesetze zu entdecken. Es ist interessant zu beobachten, daß Schütte den Straßen- und Parzellenplan der Göttinger Gründungsstadt auf ein geometrisch ausgeklügeltes Idealsystem zurückführt, während man sich etwa in der Freiburger Stadtforschung von dem extremen Harmoniebedürfnis der Vorkriegs-Forschergeneration gelöst hat: Ältere Strukturen lassen sich nun trennen von den Anlagen aus den Jahrzehnten unmittelbar nach der Stadtgründung und von Bereichen, die offenbar erst bedeutend später mit Bauten gefüllt wurden. Doch der Versuch, ein zugrundeliegendes System zu finden, ist natürlich (mit der nötigen Vorsicht betrieben) ein legitimer Forschungsgegenstand, und man darf auf Schüttes noch für die-

ses Jahr angekündigte ausführliche Publikation gespannt sein.

Das Geheimnis der erfolgreichen Erschließung und Aufarbeitung eines derart dichten und umfangreichen Materials, wie es in dieser Publikation dargestellt ist, liegt darin, daß ungewöhnlich viel Personal für diese Aufgaben zur Verfügung stand, weitgehend finanziert durch ABM-Mittel. In ähnlicher Weise, nämlich unter Beteiligung von insgesamt 18 arbeitslosen Fachleuten, ist in Bern ein Kellerplan der Altstadt erstellt worden, der bereits in Heft 4/1983 dieses Nachrichtenblattes von D. Lutz besprochen worden ist (Paul Hofer u. a.: Der Kellerplan der Berner Altstadt. Bern 1982). Diese Dokumentation des heutigen Zustandes besticht durch ihre offenkundige Präzision des Aufmaßes und der Darstellung; durch ihre Objektivität, die vorbildhaft für solche Untersuchungen in anderen Städten sein muß. Zu fragen ist allerdings, ob die Unvoreingenommenheit der Dokumentation so weit gehen muß, mit vermutlich beträchtlichem Aufwand selbst noch den kompliziert verschachtelten Kellergrundriß einer Festhalle der Zeit um 1900 auszumessen, oder ob man nicht, eine sinnvolle zeitliche Grenze ziehend, auf die das Bild verunklärnde Einbeziehung von neuester Baustruktur hätte verzichten sollen. Deutlich wird jedenfalls, gerade auch im Vergleich mit der Göttinger Arbeit, daß die noch so perfekte Bearbeitung eines einzelnen Ausschnitts aus dem thematischen Spektrum der Stadtkernforschung mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Zumindest einige repräsentative Untersuchungen von Einzelbauten sind zum Verständnis und zur Lesbarkeit eines solchen Planes unverzichtbar, einschließlich archäologischer und dendrochronologischer Sondagen.

Beide Untersuchungen, die in Bern wie die in Göttingen, sind mit beachtlichem finanziellen und personellen Aufwand durchgeführt worden. Daß auch ein idealistischer Einzelgänger durch seinen Einsatz die Stadtkernforschung voranbringen und Impulse – hoffentlich auch für andere Städte – geben kann, zeigt die weitgehend im Alleingang entstandene Arbeit von Josef Diel über die Tiefkeller im Freiburger Altstadtviertel Oberlinden. Kernstücke der Arbeit sind

ein in zwei Ebenen geschnittener Kellerplan dieses Gebietes, eine Kellertypologie sowie Einzeluntersuchungen mehrerer ausgewählter Häuser. Die Darstellung in zwei Ebenen hängt mit der baugeschichtlichen Standard-Konfiguration der Freiburger Bürgerhäuser zusammen, die das Titelbild der Arbeit veranschaulicht: Die Bauten besaßen zunächst ein eingeschossiges Souterraingeschoss, das in aller Regel bereits im 13. Jahrhundert zur Zweigeschossigkeit abgetieft wurde. In einer nächsten Bauphase wurden die Häuser um einen – wiederum einfach unterkellerten – Anbau in den Hof hinein erweitert.

Den Schnitt durch die Tiefkellerebene präsentiert Diel als Abbild der ersten Bauphase des Stadtgebiets. Hierin liegt ein methodisches Problem: Die Tiefkeller sind schließlich, wie beschrieben, bereits das Produkt einer nachträglichen Erweiterung, einer Abtiefung, die zwar in den meisten, aber durchaus nicht in allen Häusern durchgeführt wurde. Korrekt, wenn auch in der Durchführung weniger elegant, wäre es, im Schnitt durch das erste Kellergeschoß jeweils die Hausrückwand der ältesten Bauphase zu identifizieren und auf diese Weise die ältesten Hauskerne herauszuarbeiten.

Umrahmt werden diese Kernstücke zunächst von einem Überblick über die bisherige Forschung zur Freiburger Stadtbaugeschichte. Gegenüber dieser älteren Forschung mit ihren Versuchen,

um jeden Preis das zähringische Hofstättenmaß und eine wie am Reißbrett ausgearbeitete Idealform im Stadtplan wiederzufinden, stellt der grundsätzlich von einer objektiven Bestandsaufnahme des Vorhandenen ausgehende Ansatz Diels geradezu einen Durchbruch dar. Es ist bedauerlich, daß eine Autopsie und Bestandsaufnahme der Keller der gesamten Altstadt, wie sie vor und auch noch unmittelbar nach dem Krieg möglich gewesen wäre, trotz der intensiven Beschäftigung mit der Stadtbaugeschichte zu dieser Zeit nicht zustande gekommen ist. Mindestens zwei Drittel des ursprünglichen Bestandes sind daher unwiederbringlich vernichtet; auch Rekonstruktionen durch Auswertung der glücklicherweise vorhandenen Bauakten können diesen Verlust natürlich nicht ausgleichen.

Diels Dokumentation und Rekonstruktion der Bausubstanz ist Ausgangspunkt für weitreichende Überlegungen über die baugeschichtliche Entwicklung und das gesellschaftliche Umfeld dieser Strukturen. So lokalisiert Diel beispielsweise eine Reihe von Kellerräumen in der Herrenstraße, die im sonst regelmäßigen Muster als Sonderformen auffallen. Sie scheinen der von Historikern immer wieder geäußerten These, eine Siedlung der Zeit vor der offiziellen Marktgründung sei am ehesten in diesem Stadtbereich unterhalb des Schloßbergs zu suchen, auch materiell greifbare Substanz zu geben. Eine eindeutige Klärung dieser Frage ist jedoch kaum

möglich, da diese Räume gewölbt und somit nicht dendrochronologisch datierbar sind.

Ein weiteres ausführlich behandeltes Thema ist die Frage der Anhebung des Straßenniveaus seit der Gründungszeit; einer Niveauerhöhung, durch welche ursprünglich als Souterrain gebaute Räume, für die Diel einen direkten Straßenzugang annimmt, zu Kellerräumen geworden sind. Diel nimmt hier planmäßige, großflächige Aufschüttungen an, die im 13. Jahrhundert vorgenommen worden seien, um ein gleichmäßiges Gefälle für die Stadtbäche herzustellen. Da Diel für die gleiche Zeit die bauliche Verdichtung der im 12. Jahrhundert noch von locker stehenden Einzelhäusern geprägten Siedlung postuliert, hat man sich im 13. Jahrhundert die eigentliche, und somit nach-zähringische Stadtwerdung Freiburgs vorzustellen. Die Leistung der zähringischen Städtegründer sieht Diel „darin, räumliche und rechtliche Rahmenbedingungen geschaffen zu haben, die für die Vorstellungen späterer Bewohner offen blieben. So war bewußt oder unbewußt der Weg vorgegeben, auf dem sich zunächst eine Gesellschaft bilden konnte, die dann ihrerseits die Form der Stadt in ihren wesentlichen Teilen prägte“. In dieser Erkenntnis sieht Diel als selbst mit Neubauten befaßter Architekt auch Möglichkeiten zur Nutzenanwendung historischer Stadtforschung für die moderne Architektur und Stadtplanung.

Leo Schmidt

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellen zur Verfügung:

J. Gromer, Backnang 104, 112 Abb. 11;
B. Lohrum/H.-J. Bleyer, Ettenheim-
münster 97, 101 Abb. 7, 102, 103;
Staatliches Hochbauamt Mannheim,
Außenstelle Heidelberg 116;
Stadtarchiv Ravensburg 85, 87;
T. Weiß, Ravensburg Titelbild;
LDA-Karlsruhe 117, 118;
LDA-Tübingen 86, 88, 89;
LDA-Gaienhofen-Hemmenhofen
91–95.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

J. Gromer, Backnang 105–113;
B. Lohrum/H.-J. Bleyer, Ettenheim-
münster 98–100, 101 Abb. 8, 9;
Staatliches Hochbauamt Mannheim,
Außenstelle Heidelberg 115;
LDA-Gaienhofen-Hemmenhofen
92, 95.

Berichtigung für Heft 2/84 Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Aufsatz W. Seidenspinner, Die feste Stadt: 1. Auf den Seiten 74 und 75 wurden Abb. 15 und Abb. 16 vertauscht. 2. Im Text zu Abb. 15 ist die falsche Hausnummer angegeben, richtig ist Amts-
hausstraße 29.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch

*Tübingen
Erhaltende Erneuerung
eines Stadtkerns*
München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske

*Protestantische
Frömmigkeit im Spiegel
der kirchlichen Kunst des
Herzogtums Württemberg*
München/Berlin 1973

Band 3

*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung
von Struktur,
Funktion und Gestalt*
München/Berlin 1973

Band 4

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemssen

*Beiträge
zur Untersuchung und
Konservierung mittel-
alterlicher Kunstwerke*
München/Berlin 1974

Band 5

*Der Altar des
18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner
Bedeutung und als
denkmalpflegerische
Aufgabe*
München/Berlin 1978

Band 6

*Historische Gärten
und Anlagen
als Aufgabengebiet
der Denkmalpflege*
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

*Die Kunstdenkmäler
des ehemaligen
Oberamts Ulm
– ohne die Gemarkung
Ulm*

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

*Die Kunstdenkmäler des
Stadtkreises Mannheim*

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,
E. Reinhard,
M. Schaab

München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
*Die Kunstdenkmäler des
Rems-Murr-Kreises*

München/Berlin 1983

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 1

Günter P. Fehring

*Unterregenbach
Kirchen, Herrensitz,
Siedlungsbereiche*

Stuttgart 1972
Verlag Müller & Gräff

Band 2

Antonin Hejna

*Das „Schlößle“
zu Hummertsried
Ein Burgstall des
13. bis 17. Jahrhunderts*

Stuttgart 1974
Verlag Müller & Gräff

Band 3

Barbara Scholkmann

*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen
und späten Mittelalters*

Stuttgart 1978

Verlag Müller & Gräff

Band 4

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
*Studien zu Wehranlagen
zwischen junger Donau
und westlichem Bodensee*
Stuttgart 1979

Band 6

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1979

Band 7

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1981
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag
Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 8

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters in
Baden-Württemberg*
Stuttgart 1983
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag
Ernst Wasmuth
Tübingen

Fundberichte aus Baden-Württemberg

**E. Schweizerbart'sche
Verlagsbuchhandlung**
(Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974

Band 2 Stuttgart 1975

Band 3 Stuttgart 1977

Band 4 Stuttgart 1979

Band 5 Stuttgart 1980

Band 6 Stuttgart 1981

Band 7 Stuttgart 1982

Band 8 Stuttgart 1983

Band 9 Stuttgart 1984

**Forschungen und Berichte
zur Vor- und
Frühgeschichte
in Baden-Württemberg**
**Kommissionsverlag
Konrad Theiss Verlag**

Band 1

Rolf Dehn
*Die Urnenfelderkultur
in Nordwürttemberg*
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
*Der Reihengräberfriedhof
von Donzdorf
(Kreis Göppingen)*
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
*Das Erdwerk
der Michelsberger Kultur
auf dem Hetzenberg bei
Heilbronn-Neckargartach*

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
*Das Paläolithikum
der Brillenhöhle
bei Blaubeuren
(Schwäbische Alb)*
Stuttgart 1973

Teil 2:

Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
*Die jungpleistozänen
Tierknochenfunde
aus der Brillenhöhle*
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
*Der römische
Skulpturenfund
von Hausen an der Zaber
(Kreis Heilbronn)*
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
*Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen
zur Geschichte
des römischen Rottweil*
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich
Müller
*Das alamannische
Gräberfeld
von Hemmingen
(Kreis Ludwigsburg)*
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
*Die Schussenrieder
Siedlung
im „Schlößlesfeld“
Markung Ludwigsburg*
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
*Die Tierknochen aus dem
jungsteinzeitlichen
Dorf Ehrenstein
(Gemeinde Blaustein,
Alb-Donau-Kreis)*
Ausgrabung 1960
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
*Das alamannische
Gräberfeld von Giengen
an der Brenz
(Kreis Heidenheim)*
Stuttgart 1978

Band 11

Wolfgang Czysz,
Hans Heinz Hartmann,
Hartmut Kaiser,
Michael Mackensen,
Günter Ulbert
*Römische Keramik aus
Bad Wimpfen*
Stuttgart 1981

Band 12

Ursula Koch
*Die fränkischen
Gräberfelder
von Barga und
Berghausen
in Nordbaden*
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
*Arae Flaviae II
Viehhaltung und Jagd
im römischen Rottweil*
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne, M.
Kokabi, U. Piening, D.
Planck
*Flora und Fauna im
Ostkastell von Welzheim*
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-
Müller
*Der alamannische Adels-
bestattungsplatz und die
Reihengräberfriedhöfe
von Kirchheim am Ries
(Ostalbkreis)*
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
*Das Mittelpaläolithikum
der Großen Grotte bei
Blaubeuren (Alb-Donau-
Kreis)*
Stuttgart 1983

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93 29 80

Archäologie des Mittelalters

Mörikestraße 20
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Adelhauser Straße 33
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Archäologie des Mittelalters

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90

Archäologie des Mittelalters

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11